

DER LANDSER

www.landsaer.de

Erlebnisberichte zur Geschichte des Zweiten Weltkrieges

M. Sauer

Unternehmen „Nordpol“

Niederlande 1942/43 – Die deutsche Abwehr täuscht London –
Wiederholt gelingen harte Schläge gegen den Widerstand



Ritterkreuzträger des Heeres



Franz Böhme

wurde am 15.4.1885 in Zeltweg/Österreich-Ungarn geboren und nahm am Ersten Weltkrieg teil. Vor dem „Anschluß“ 1938 war er Chef des österreichischen militärischen Nachrichtendienstes des Bundesheeres und Generalmajor im Generalstab. Im Zweiten Weltkrieg kommandierte Böhme die 32. Infanterie-Division (ID) im Polen- und Frankreichfeldzug. Dafür erhielt er am 29.6.1940 das Ritterkreuz. Danach folgte seine Verwendung auf dem Balkan, unter anderem als Oberbefehlshaber der deutschen Truppen in Jugoslawien. Bei Kriegsende war Böhme General der Gebirgstruppen und OB der 20. Gebirgsarmee. Der General geriet 1945 in Norwegen in Kriegsgefangenschaft und wurde am 13.5.1947 wegen Vergehen an der jugoslawischen Zivilbevölkerung in Nürnberg angeklagt. Am 29.5.1947 nahm sich Böhme durch einen Sprung aus dem vierten Stock des Gefängnisses das Leben.

R.S.

Unternehmen „Nordpol“

Die deutsche Abwehr täuscht London



1942/43. In den Niederlanden vollzieht sich ein lautloser Krieg. Holländische Widerstandsgruppen verüben Anschläge auf die Wehrmacht. Unterstützung erhalten sie aus Großbritannien in Form von Waffen, Kleidung und Verpflegung. Die deutsche Abwehr gibt ihr Bestes, um diese Handlungen zu unterbinden. Dabei landen die Deutschen einen Coup, der in die Kriegsgeschichte eingegangen ist und für den englischen Geheimdienst eine große Blamage darstellt. Mit Doppelagenten gelingt es, mehr als zehn Funklinien in die britische Hauptstadt aufzubauen, fingierte Berichte abzugeben und dafür mit Nachschub von der Insel versorgt zu werden. Der gegnerische Geheimdienst ließ sich in die Irre führen und verlor auf diese Weise Dutzende seiner Agenten, die in den Niederlanden tätig sein sollten. Der folgende Bericht schildert diesen einzigartigen Erfolg der deutschen Abwehr.

Die Redaktion

Hinweis: Die Anmerkungen finden Sie am Ende dieser Ausgabe

Die deutsche Abwehr in Den Haag, Niederlande, entwickelte seit ein paar Stunden fieberhafte Tätigkeit. Nachts zuvor sind nicht nur britische Bomben gefallen, sondern auch Fallschirme niedergegangen, an denen Kisten und Ballen schaukelten, Mittem hinein in eine deutsche Flakstellung. Entschieden an die falsche Adresse gerichtet. Vom Winde verweht, sozusagen.

Als man die Kisten öffnete, fand man nicht nur britische Schnellfeuergewehre und sonstige Waffen, nebst raffiniert konstruierten Sprengapparaten, sondern auch eine Unmenge englischer Zigaretten, Konserven und Dinge mehr, die den deutschen Landsern das Wasser im Munde zusammenlaufen ließen.

Für die deutsche Abwehr aber war es wiederum ein Beweis, daß England seine Widerstandskämpfer in Holland brav und verläßlich unterstützte. Seit Tagen schon peilt man zwei Geheimsender an, die verschlüsselte Funksprüche in den Äther ticken, kann die Stellen aber nicht ausmachen, da sie ständig ihre Positionen wechseln.

Nun weiß man auch, woher der holländische Schwarzmarkt seine englischen Zigaretten bezieht. Eigentlich weiß man es schon seit langem. In einem der Ballen, die nächtlicherweise vom Himmel fielen, begleitet von der Höllenmusik krepierender Bomben, fand man Schuhe mit Krepptsohlen, Stoffe für Kleidung und Wäsche für die Widerständler, die im Auftrag der andern Feldpostnummer ihr Leben aufs Spiel setzen und schön fleißig sabotieren.

In Holland wimmelt es von Saboteuren. Aber man kann sie mit einem

Haufen Flöhe vergleichen: Man spürt die Stiche, kann aber die Flöhe nicht fangen, weil man bisher zu langsam und zu ungeschickt war.

Leutnant Huber¹⁾ ist auf den Gedanken gekommen, jene Leute genauer unter die Lupe zu nehmen, die so leichtsinnig sind, auf Krepptsohlen durch die Stadt zu flanieren. Auch könnte ein Anzug aus englischem Gabardine hinreichend Aufschluß geben über die Person des Trägers.

Deshalb also luchst die deutsche Abwehr und hat überall ihre V-Männer stehen, die peinlich genau darauf achten, ob jemand auf Krepptsohlen oder in einem beigefarbenen Gabardineanzug in Den Haag spazieren geht.

Ein Versuch nur. Eine Möglichkeit. Aber Leutnant Huber von der Abwehr mißt seiner Idee günstige Aussichten bei.

Leutnant Huber scheint wirklich Glück zu haben. Seit zehn Minuten schlendert ein Mann auf Krepptsohlen durch die Stadt. Er hat weite Hosen an, und man muß schon genau hinschauen, wenn man die Schuhe sehen will. Aber Oberfeldwebel Breuer hat gute Augen und schwört darauf, daß dort drüben einer von der Widerstandsgruppe flaniert: die Hände in den Taschen der weiten Hosen, den Hut im Genick, harmlos wie nur ein holländischer Bürger auf dem Gehsteig spazieren kann.

Oberfeldwebel Breuer und sein Fahrer sitzen noch in einem unauffälligen Wagen. Das Auto hat die Nummer von Den Haag, versteht sich, sieht wie ein Vehikel vom Schrotthaufen aus, hat aber gute 120 PS unter der Motorhaube.

„Wenn er an uns vorbeikommt“,

sagt Breuer zu Proske, „dann warten wir noch. Wir müssen ihm genau ins Gesicht schauen, damit wir ihn wiederfinden, wenn er uns auskommt. Er darf uns aber nicht auskommen.“

„Er hat Krepptsohlen unter den Potten“, flüstert Proske aufgeregt.

„Holzauge, ich glaube, wir haben einen“, grinst Breuer und nimmt die 08-Pistole²⁾ in die Hand, läßt sie durch und schiebt sie in die Tasche seines blauen Arbeitsoveralls.

Der Holländer hat eine Zigarette im Mundwinkel kleben, schaut an den Fensterreihen eines Hauses hoch und übersieht gänzlich die Gefahr, die vis-à-vis unter einem Kastanienbaum parkt.

Mynheer geht vorüber.

Oberfeldwebel Breuer von der Abwehr zwinkert Proske zu.

Sie steigen aus, rucken den Hosensack höher und schaukeln im Seemannsgang hinter dem Holländer her.

Dann gehen sie schneller, überholen ihn, verstellen ihm plötzlich den Weg.

An der nächsten Straßenecke parkt noch ein Wagen. Mit ein paar Beamten der Abwehr.

„Guten Tag“, grüßt der Holländer, als er die zwei Zivilisten vor sich sieht. „Was gibt’s? – Feuer für die Zigarette?“

„Danke!“ Breuer zieht die 08. „Zeigen Sie uns bitte mal Ihre Papiere.“

Der Holländer grinst nicht mehr. Er wird grau im Gesicht, tastet unwillkürlich nach der hinteren Hosentasche.

„Hände hoch!“ sagt Proske und hält ebenfalls eine Pistole in der Hand.

Mynheer Huisman hält es für rich-

tig, die Arme zu heben. Er grinst matt und nickt.

„Von der Polizei, wie?“

„Genau“, sagt Breuer, tastet den Mann mit geübten Griffen ab, fördert eine Mauserpistole an den Tag, eine Brieftasche mit Papieren auf den Namen „Huisman“, greift dem Mynheer noch einmal unters Hemd und holt einen kleinen Brustbeutel hervor, in dem ein kleiner Zettel steckt. Mit Namen und Adressen.

Als Breuer den Holländer anblinzelt, sieht man, daß Mynheer dem Umfallen nahe ist. Huisman hängt die Achseln. Er weiß, daß er den größten Fehler seines Lebens gemacht hat, den Zettel angenommen zu haben und an eine bestimmte Stelle zu bringen.

Aber dann passiert etwas Blitzschnelles. Noch während Breuer den Zettel liest, greift Huisman zu, erwischt den Zettel, schiebt ihn in den Mund und schluckt ihn hinunter.

Dafür hätte es beinahe geknallt. Proske wollte schon abdrücken, wurde aber von Breuer daran gehindert. Breuer sagt grimmig:

„Laß nur. Wir erfahren schon, was wir wissen wollen.“ Und zu Huisman: „Hat’s geschmeckt?“

„Etwas trocken“, grinst der Holländer, schluckt noch einmal und macht dann genußvoll „Aaah“.

Huismans Frechheit verwandelt sich in blassen Schreck, als er später im Quartier der Abwehr Leutnant Huber gegenübersteht und dieser sagt:

„Sie arbeiten gegen die deutsche Wehrmacht. Sie sind ein Widerstandskämpfer, ein Saboteur. Sie werden erschossen, das wissen Sie doch?“

Huisman nickt nur.

Leutnant Huber nickt auch. Und dann beginnt das Verhör. Kurz und überfallartig. Oft geübt.

„Sie sind Agent?“

Schweigen.

„Sie arbeiten für England?“

Schweigen.

„Sie haben Schuhe an, die Sie aus England bekommen haben?“

Huisman macht den Mund auf. „Ich habe sie auf dem Schwarzmarkt gekauft.“

„Sie lügen.“

„Beweisen Sie mir das. Beweisen Sie mir, daß ich ein Agent bin, Mynheer Leutnant.“

„Gern“, lächelt Huber. „In diesem Augenblick wird nämlich Ihre Wohnung untersucht.“

Huisman beißt sich auf die Unterlippe und senkt den Kopf. Er hätte es sich doch denken können, daß die Deutschen zuallererst seine Wohnung durchsuchen werden. Und dort werden sie etwas finden!

„Naaaa ...?“ läßt sich Huber vernehmen. „Wie ist's, Huisman? Wollen Sie sich nicht doch entschließen, ganz offen mit uns zu reden?“

„Geben Sie mir bitte eine Zigarette“, murmelt Huisman.

Huber reicht dem Holländer eine Zigarette. Auch Feuer. Huisman raucht und setzt sich auf einen Stuhl nieder.

„Also“, sagt Huber, „machen wir die Sache nicht so spannend, Huisman. Geben Sie zu, daß Sie für die Engländer arbeiten.“

Die Zigarette scheint Huismans Charakter gestärkt zu haben. Huisman schüttelt nämlich den Kopf. Ganz entschieden sogar. Er wird nicht reden. Jedenfalls jetzt noch

nicht. Er muß sich erst alles einmal gründlich überlegen. Er ist noch ganz wirr im Kopf und kann es nicht fassen, daß er wegen der Kreppschuhe an die Erschießungswand kommen soll.

Huber drückt auf einen Knopf. Ein Posten kommt herein.

„Abführen“, sagt Huber.

Huisman wird in eine Zelle gebracht. Dort wirft er sich auf die Pritsche nieder, starrt mit gefurchter Stirn zum vergitterten Fenster hinaus und schließt dann die Augen.

Zur gleichen Zeit bricht man in einem Haus nahe des Hafens eine Zimmertür auf. Es handelt sich um Huismans Wohnung. Vier Mann von der Abwehr stehen mit gezogener Pistole unter der Tür.

Es ist dunkel im Raum. Man sieht die Umrisse eines Bettes.

Eine Taschenlampe flammt auf. Der Lichtkegel sucht durch die unaufgeräumt anmutende Stube, tastet eine Fliegerkombination ab, ein paar Filzstiefel, eine Uniformjacke. Huscht weiter und leuchtet auf das Bett.

„Mensch“, entschlüpft es einem der Männer, „dort liegt ein Toter.“

Sie gehen an das Bett heran, schauen auf einen Toten nieder. Es ist ein Engländer. Ein abgeschossener Flieger. Er trägt einen blutverschmierten Brustverband. Das Gesicht des Toten lächelt grimmig. Die Oberlippe hat sich nach oben gezogen und läßt die Zähne sehen.

„Los“, sagt Oberfeldwebel Breuer, „suchen wir die Bude durch. Ich bin sicher, daß wir allerhand interessante Sachen finden.“

Breuers Mutmaßung erfüllt sich. Als man eine Wand abklopft, ent-

deckt man dahinter einen Hohlraum, mit einer Tapete verklebt. Nur ein paar Handgriffe sind notwendig, um das Versteck zu öffnen. Keiner der Männer wundert sich, als sie einen kleinen Sender finden. Breuer pfeift nur durch die Zähne, als er neben dem Sender ein paar lose Blätter findet, auf denen Notizen zu lesen sind. Besonders erfreulich ist die Tatsache, daß man auch die Tabelle für die Verschlüsselung findet.

„Na also“, schmunzelt Breuer, „das hat wieder mal hingehauen.“

Und die andern nicken dazu, während der Tote auf dem Bett grimmig ins Dunkel lächelt.

Ein erfolgreicher Tag.

Leutnant Huber reibt sich die Hände, als er das Sendegerät vor sich auf dem Schreibtisch aufbaut und die Zettel studiert, die hinreichend Aufschluß über die Tätigkeit eines gewissen Mynheer Huisman geben.

Im Besatzungsgebiet Holland passieren laufend unangenehme Sachen. Die Widerstandsbewegung macht der Abwehr zu schaffen. Jede Nacht piepsen Geheimsender und funken Mitteilungen nach London. Da und dort versucht man, ein Depot in die Luft zu jagen. Die Bewachungsmannschaften stehen ständig auf dem Sprung. Aber es ist schwierig, einen erfolgreichen Gegenschlag zu starten. Die holländische Bevölkerung schützt ihre Männer, die sich gegen die Besatzungsmacht auflehnen. Und England sorgt dafür, daß der Nachschub nicht ins Stocken gerät.

Daß man in den Besitz der englischen Luftpostsendung gekommen

ist, verdankt man einzig und allein dem Zufall, daß die deutsche Flakstellung, in die die Pakete hineinseggelten, ein paar Stunden zuvor diese Stellung bezogen hatte und die holländischen Geheimsender noch keine Zeit hatten, die strategische Mitteilung unter die Taste zu nehmen.

Die Idee, sich in Den Haag nach Leuten umzuschauen, die Krepptohlen unter den Füßen haben, kam Leutnant Huber erst, als man ihn von der Flakstellung aus anrief und von der Luftpostsendung der Engländer informierte. Natürlich waren schon mehrere solche Sendungen vom Himmel gefallen. Und jetzt hatte man endlich einen Mann geschnappt.

Huisman wird vorgeführt. Blaß und ruhig nimmt er vor Leutnant Hubers Schreibtisch Platz.

Huisman starrt auf das Sendegerät, das Huber vor sich hingestellt hat.

Huber lächelt stereotyp und raucht.

„Na, Mynheer?“ sagt er dann. „Das sind doch wohl Beweise, was? Bei Ihnen gefunden! Und einen toten Engländer dazu.“

Huisman beißt sich auf die Unterlippe und schweigt.

„Sie haben den Engländer wohl nicht umgebracht, wie?“ spottet Huber.

Huisman entschließt sich endlich zum Reden.

„Er kam schwer verwundet zu mir“, sagt er. „Zufällig, versteht sich.“

Huber grinst und hebt einen Zettel hoch. „Den fanden wir in der Tasche der Fiegerkombination. Ihre Adresse ist darauf, Huisman.“

Huisman zuckt die Achseln.

„Sie sind ein V-Mann“, sagt Huber. „Leugnen Sie doch nicht mehr. Hier – das Funkgerät und den Code haben wir auch gefunden. Wollen Sie es jetzt noch immer abstreiten, Huisman?“

Huisman stößt den Atem durch die Nase.

Plötzlich beugt er sich vor und schaut Huber in die Augen.

„Hören Sie mal, ich kann mir gut denken, daß Sie mich für einen Agenten halten. Vielleicht bin ich sogar einer. Aber ich schwöre Ihnen, ich habe nicht eine einzige Meldung über die Deutschen abgesetzt.“

„Aber Sie geben zu, daß Sie mit London in Verbindung stehen?“

Der Holländer nickt. „Es wäre witzlos, es abzustreiten. Ich nehme an, daß Sie meine Papiere schon durchgelesen haben.“

Huber nimmt einen der Zettel in die Hand, beginnt zu lesen: „Am 22. November Überfall auf einen deutschen Lastwagen. Zwei deutsche Soldaten getötet. Ladung bestand aus Autoersatzteilen. Am 4. Dezember Sprengung der Eisenbahnlinie Den Haag–Leiden. Vier Sprengladungen angebracht. Ein Güterzug entgleist.“

Leutnant Huber legt den Zettel nieder.

„Mann“, sagt er, „das stimmt doch gar nicht. Ich habe mich erkundigt. Nirgendwo ist ein LKW überfallen worden. Nirgendwo ist ein Güterzug entgleist. Was sollen diese Notizen?“

„Die habe ich nach London durchgegeben“, grinst Huisman.

Huber reißt verwundert die Augen auf.

„Erlogenes Zeug?“ fragt er.

„Genau das“, nickt Huisman. „Die Dinge haben sich nie ereignet, Myn-

heer Leutnant. Aber London hört es gerne, wenn man solche Sachen durchgibt.“

Huber schüttelt noch immer den Kopf und versteht nicht.

„Na ja“, erklärt Huisman mit schöner Offenheit, „ich mußte solche Sachen erfinden, damit wir Nachschub von den Engländern kriegen. Zigaretten, Konserven, Whisky, Schuhe und sonstiges Zeug. Wenn London hörte, daß hier so allerhand los ist, haben Sie uns immer Sachen rübergeschickt ... Darf ich um eine Zigarette bitten, Mynheer Leutnant? Um eine englische, wenn ich bitten darf.“ Huisman grinst.

Huber versteht plötzlich. Er reicht dem Holländer eine Zigarettenschachtel hinüber.

„Das ist ja eine tolle Geschichte“, sagt Huber und muß plötzlich lachen.

Huisman ist Gesprächig geworden, raucht und erklärt:

„Ich will ganz offen zu Ihnen sein, Mynheer Leutnant. Vor einem halben Jahr bekam ich Besuch von einem ehemaligen Regimentskameraden, der angeblich im geheimen Auftrag unterwegs war. Er bat mich, eine Verbindungsstelle nach London zu übernehmen. Mein Kamerad versprach mir alles, was ich brauchte. Ich mußte nur London um die entsprechenden Mittel bitten. Zuerst wollte ich nicht an die Sache heran. Ich wußte genau, was mir blüht, wenn Ihr mich erwischt. Die Deutschen, meine ich“, fügte er hinzu. „Aber dann habe ich's doch probiert. Ich funkte, und bald darauf hatte man uns Lebensmittel herübergeschickt.“

„Auf welchem Weg?“

„Mit Flugzeugen natürlich. Ich be-

stimme die Abwurfstelle und gebe der Maschine nur das verabredete Zeichen. Schon purzeln lauter feine Sachen vom Himmel.“ Huisman lacht und lehnt sich zurück.

Leutnant Hubers Gesicht spiegelt Mißtrauen und Heiterkeit. Die Geschichte ist zu verrückt, als daß man sie glauben könnte. Aber passieren nicht gerade in der Abwehr die haarsträubendsten Unglaublichkeiten? Muß man nicht immer damit rechnen, daß Wahrheit Lüge und Lüge Wahrheit sein könnte?

Huisman scheint damit zu rechnen, daß man ihm nicht glaubt.

Der Leutnant überlegt noch immer. Stimmt es, daß vor ihm ein Mann sitzt, der seit einem halben Jahr London blufft? Der sich Sendungen zu rechtbaut, die falsch sind? Der sich von London verpflegen läßt und mit den Waren schwunghaften Schwarzhandel treibt?

„Bitte“, läßt sich Huisman vernehmen, „Sie können es glauben oder nicht.“

Leutnant Huber kneift ein Auge zusammen.

„Und wenn ich Sie auf die Probe stelle?“

„Könnte ich es beweisen“, sagt Huisman rasch. „Es ist wirklich so, wie ich Ihnen erzählt habe. Als ich den Dreh heraus hatte, dachte ich mir: Das ist eine prima Gelegenheit, Geld zu verdienen. Bitte sehr, das müssen Sie doch selber zugeben.“ Huisman grinst. „Ein paar tolle Geschichten sind mir immer eingefallen. London hat mich dafür mit Zigaretten und sonstigem Zeug versorgt.“

„Auch mit Waffen?“ fällt Huber ein.

Huisman nickt freimütig. „Auch

mit Waffen, jawohl. Ich kann Ihnen sagen, wo Sie die Kisten finden.“

Huber blinzelt den Sprecher noch eine Weile an. Dann kommt er zu dem Entschluß, daß dieser Mann kein ausgemachter Agent ist.

Huber muß lachen. So lachen, daß ihm die Tränen kommen. Der Krieg steckt doch voller Grotesken! Sitzt da ein Mann, der London an der Nase herumführt und sich Waren schicken läßt, die fleißig am Schwarzmarkt verscheuert werden. Ein holländischer Hauptmann von Koepenick! Spaßmacherei vor einem ernsten Hintergrund.

„Nun sagen Sie mal“, fährt Huber in seiner Vernehmung fort, als er sich von seiner Heiterkeit erholt hat, „wie hat denn London darauf reagiert? Die müssen doch bemerkt haben, daß die Meldungen durch die Bank falsch waren! Hat man Ihnen nie geraten, Beweise zu führen? Sind Sie der einzige Agent in Den Haag?“

Willy Huisman, der seltsame V-Mann, gibt zu, daß ihm die Sache oft unheimlich einfach vorkam. „Nicht ein einziges Mal haben sie mich kontrolliert“, gesteht er, „sonst wäre die Geschichte doch längst aufgefliegen. Als der abgeschossene Flieger zu mir kam, dachte ich schon, es wäre alles aus. Ich sollte ihn auf der Schleuse nach Spanien bringen. Wie, das hat er mir nicht verraten. Er war erstens schwer verwundet, zweitens wollte ich nicht fragen. Ich hatte Angst, denn wenn der Flieger nach England gekommen wäre, wäre alles aus gewesen. Zum Glück ist er gestorben.“

Nach dieser schlichten Feststellung schweigt Huisman und dreht die rauchende Zigarette zwischen den Fingern.

Huber ist nun restlos überzeugt, daß Willy Huisman ein toller, aber für Deutschland ein ungefährlicher Hecht ist.

„Und was hat London sonst gefunkt?“

Huisman zuckt die Achseln. „Ach, wissen Sie, eigentlich viel. Das meiste habe ich nicht verstanden – wenn’s hoch kam: nur die Hälfte. Es kann sein, daß mich London darauf aufmerksam gemacht hat, aber ich habe es vergessen. Mir waren die Zigaretten und die Whiskysendungen viel wichtiger. Und die sind immer prompt eingetroffen.“ Huisman beugt sich vor. „Bitte, jetzt sehen Sie doch wohl selber ein, daß ich kein Agent bin.“

Huber wirft dem Holländer eine Packung englischer Zigaretten hinüber.

„Mann, Sie machen mir Spaß“, lacht Huber. „Sie sind goldrichtig. Nun sagen Sie mir auch noch schnell, wie groß die Widerstandsgruppe ist, die Sie anführen.“

Huisman grinst und sagt, daß er keine Namen nennen möchte, weil sie sowieso nicht stimmen würden. Dann versichert er Huber sehr eifrig seine Loyalität Deutschland gegenüber.

„Schauen Sie“, sagt er schmunzelnd, „ich habe doch Ihrem Feind geschadet. Dafür können Sie mich nicht an die Wand stellen. Nicht eine einzige Meldung von wirklichem Wert habe ich nach London gefunkt. Für mich war das immer eine böse Arbeit, weil ich nichts davon verstanden habe – jedenfalls nicht so viel, wie London von mir verlangte. Aber was tut man nicht alles, wenn man gut verdienen kann“, beschließt er

seufzend und zerdrückt die Zigarette im Aschenbecher.

Leutnant Huber läßt ein Protokoll schreiben. Huisman malt seinen Namen darunter und wird dann in den Keller zurückgebracht. Er geht fröhlich und in der sicheren Gewißheit, daß ihm nichts mehr passieren kann.

Als Leutnant Huber zu Major Gieske geht und diesem Bericht erstattet, reißt der Major erst die Augen auf, schlägt sich dann krachend auf die Schenkel und lacht eine Weile so laut, daß es die „Blitzmädel“⁽³⁾ im Nebenzimmer hören.

„Huber“, sagt er dann, „den Mann behalten wir hier, den müssen wir wie ein rohes Ei behandeln. Vielleicht verlangt Berlin, ihn kennenzulernen.“ Major Gieske hat noch immer Tränen des Lachens in den Augen, als er sagt: „Ich mache Sie dafür verantwortlich, wenn uns der Kerl entwischt.“

„Der bleibt“, versichert Leutnant Huber.

Noch am gleichen Tag will Major Gieske in eine Kuriermaschine steigen und nach Berlin fliegen, um über einen Mann persönlich Bericht zu erstatten, der falsche Meldungen nach London funkte und sich dafür mit Naturalien bezahlen ließ.

„Dieser Huisman könnte Amerikaner sein“, sagt Huber zu Breuer, als sie sich eingehend über den Holländer unterhalten und verschiedene Möglichkeiten erwägen. „Wir müssen ihn isolieren. Er könnte Komplizen haben, die den neuen Tatbestand nach London funken.“

Aber vorläufig sitzt Huisman ganz sicher. Er überlegt, was man mit ihm

machen wird. Erst eine Weile nachher ist es ihm eingefallen, daß er auch etwas über einen gewissen Herrn Roosen aussagen könnte. Zwischen Tür und Angel hat Huisman Breuer gesagt, daß sie, wenn sie die Munition abholen, auch das zweite Funkgerät mitnehmen sollen, das er Herrn Roosen übergeben sollte.

„Herzlichen Dank“, hat Breuer gesagt und Huisman ein paar Packungen englische Zigaretten zugeworfen.

„Und wenn wir einen zweiten Sender aufstellen und mit London in Verbindung treten?“ fragt Breuer seinen Vorgesetzten.

Huber hat diese Idee schon längst herumgewälzt und nach mehreren Seiten hin überprüft.

„Wir müssen diesen Roosen kriegen“, erwidert Huber. „Mir schwebt überhaupt etwas Besonderes vor, Breuer. Ob wir Huisman vor die Entscheidung stellen: entweder für uns zu funken oder ...“

„Hab’ ich auch schon daran gedacht“, fällt Breuer ein. „Ich bin sicher, daß London an Huisman nicht nur Verpflegung angewiesen hat, sondern auch Befehle für fremde Widerstandsgruppen.“

„Hat er auch bekommen“, vermutet Breuer, „scherte sich aber nicht darum. Ihm waren die Zigaretten und der Whisky lieber. Toller Vogel.“

Sie lachen wieder. Dann werden sie ernst.

„Könnten Sie sich vorstellen“, sagt Huber zu Breuer, „daß sich die deutsche Abwehr unmittelbar mit London in Verbindung setzt?“

Breuer grinst und meint: „Herr Leutnant, mir läuft’s kribbelig über’n Buckel, wenn ich daran denke, daß

wir uns mit London per Taste unterhalten!“

Sie rauchten englische Zigaretten. Das Gespräch verdichtete sich um die erwähnte Möglichkeit.

„Dieser Huisman ist geschäftstüchtig“, sagt Huber. „Er hat irgendwie einen kühlen Kopf. Mir imponiert der Kerl. Ich möchte fast meinen, daß Huisman auf ein gutes Angebot eingehen wird. Nur fragt es sich dann, ob wir ihn auch immer an der Leine halten können.“

„Richtig. Und er hat ein paar Komplizen“, wirft Breuer ein. „Wir müssen dafür sorgen, daß ihm von dieser Seite aus keine Gefahr droht.“

Sie besprechen sehr eingehend den Plan, sich unmittelbar mit London in Verbindung zu setzen. Das Thema beginnt, sich immer mehr auszuweiten.

„Wir müssen ja London nicht nur falsche Mitteilungen funken“, sagt Huber, „wir könnten uns ja eine hübsche Auswahl von Geschichten zurechtlegen, die zutreffend sind. Müsen wir sogar! Damit können wir uns das Vertrauen der Herren in London erkaufen.“

Ein tolles Vorhaben, das ungeahnte Möglichkeiten in sich birgt. Einzig die Frage, wie sich Huisman dazu stellen wird, steht noch offen. Und Huisman ist eine wichtige Schlüsselfigur in diesem Plan. Alles hängt davon ab, daß London nicht stutzig wird.

Man bespricht diese Aktion nach allen Seiten hin. Einige Schwierigkeiten sind da, über die das ganze Vorhaben stolpern könnte. Die deutsche Abwehr darf sich in kein Abenteuer stürzen, das trübe Folgen nach sich ziehen könnte. Aber der Gedan-

ke, London zu bluffen, ist zu verlockend; man verbeißt sich darin, man weitet den Plan immer mehr aus und sichert ihn nach allen nur erdenklichen Richtungen hin ab.

Leutnant Huber heißt diesen Plan nicht nur gut, sondern ist auch entschlossen, ihn durchzuführen.

Noch bevor Major Gieske mit der Maschine nach Berlin startet, findet im Chefzimmer eine Besprechung statt. Major Gieske läßt sich alles genau erklären und sagt schließlich:

„In Ordnung, meine Herren. Ich halte es aber für besser, Berlin noch nichts davon zu sagen. Wenn dann die Sache schiefgeht, haben wir wenigstens kein Porzellan zerschlagen.“

Gieske verabschiedet sich von Huber, den er als Vertreter bestimmt hat, fährt zum Flugfeld hinaus und surrt nach Berlin ab.

Leutnant Huber und Oberfeldwebel Breuer festigen den Plan, sich mit London in Verbindung zu setzen. Wenn man Huisman trauen könnte, dann wäre die Fühlungnahme mit England eine ungeheuer wichtige Sache.

Huisman wurde bis kurz vor seiner Festnahme mit Aufträgen aus London geradezu überschwemmt.

„Wir sollten Huisman funken lassen“, schlägt Huber vor. „Wir haben ja das Sendegerät von ihm.“

„Und wie wäre es, wenn wir die Taste kopieren?“ meint Breuer.

Davon hält aber Leutnant Huber nichts. „Es gibt keine Kopie, die so gut ist wie das Original. Warten wir ab, holen wir uns nach und nach die Herren zusammen, die für uns wichtig sind.“

Die nächsten Schritte sind klar. Ein gewisser Leutnant Stern wird zu Rate gezogen. Man hat wieder Funkprüche gehört, die von einem Geheimsender ausgestrahlt worden sind. Stern ist Spezialist in Funkpeilung. In der Hafengegend wird der Sender vermutet, der in unberechenbaren Zeitabständen verschlüsselte Funkprüche ausstrahlt. Zwei Wagen mit Peilgeräten sind auf der Lauer. Man wartet auf die nächste Sendung und steht auf dem Sprung, den unliebsamen Funkbetrieb platzen zu lassen.

Indessen wartet Huisman noch immer darauf, von den Deutschen zur Mitarbeit herangezogen zu werden. Aber Huber hält noch zurück, stellt Nachforschungen an, die den Beweis liefern, daß Huisman wirklich als As der Schwarzmarktbrüder gelten darf. Den Zettel, den Huisman bei seiner Festnahme verschluckt hat, verrät Huisman mit den Worten: „Nur ein paar Namen von Leuten, die von mir Ware gekauft haben. Mein Ehrenwort, Mynheer Leutnant.“

Was will Huber machen? Er fragt nicht mehr, sucht eine zweite Version des neuen Unternehmens und bespricht sich mit Leutnant Stern, der irgendeinem Geheimsender auf die Spur kommen soll. Vielleicht erwischt man Roosen, von dem Huisman gesprochen hat und den man bisher noch nicht ausfindig machen konnte.

Die Feldgendarmarie wird alarmiert, als die beiden Funkwagen den Geheimsender hören und sich an ihn heranpirschen. Nur fünf Minuten lang ertönt das Piepsen in den Hörern, dann verstummt es wieder.

Das Hafengelände, in dem der Sen-

der vermutet wird, wimmelt von Feldgendarmen in Zivil und Leuten von der Abwehr. Leutnant Stern sitzt im Funkwagen „Berta“ und dreht mit gespannter Miene den Peilknopf.

Dreihundert Meter weiter ab, in einer anderen Straße, steht der andere Funkwagen und nimmt dasselbe Morsezeichen auf.

Jetzt verstummt der Sender.

„Ich glaube, wir haben ihn“, sagt Stern und beugt sich über die Karte des Stadtplanes von Den Haag, arbeitet mit Zirkel und Lineal und sucht den Schnittpunkt der Funkstrahlen.

„Hier muß es sein“, brummt Stern und kreist mit dem Stift einen Punkt ein. Er liegt nur zweihundert Meter vom Funkwagen „Berta“ entfernt.

Unauffällig lösen sich vier Mann und schlendern in die bezeichnete Straße. Langsam schiebt sich der Funkwagen nach. Stern sitzt hinter dem Gerät und erwartet das nächste Ausstrahlen des Geheimsenders.

Minuten der Spannung. Kein Wort wird gesprochen. Zu den vier Mann, die abgezogen sind, gesellen sich noch ein Dutzend Gestalten, die aus dunklen Gassen und Winkeln auftauchen.

Ein Unteroffizier führt das Kommando an.

Man steht vor einem Kellerlokal. Musik ertönt. Stimmen wirbeln dumpf durcheinander. Es ist eine billige Kneipe. Fuselduft strömt aus dem Keller. Eine Harmonika spielt, setzt aus und nimmt das Lied wieder auf.

Im Dunkel bewegen sich Gestalten. Vier Mann folgen dem Unteroffizier, der auf eine Tür zugeht und sie aufstoßen will.

Sie ist verschlossen. Aber schon klirrt leise ein Schlüsselbund, geübte Hände schließen die Tür auf.

Leise treten die Deutschen in das dunkle, muffig riechende Haus. Ebenso leise folgt der Funkpeiler mit dem Abhörgerät und stellt innerhalb weniger Sekunden fest, daß man an Ort und Stelle ist.

Die Kleider rascheln im Dunkel des Treppenhauses. Wie Gespenster huschen vier ... fünf ... sechs Gestalten die Treppe empor. Vor einer Tür machen sie halt.

Leise schnappen die Sicherungsflügel der Waffen.

„Los, aufbrechen!“ flüstert der Unteroffizier.

Gleich darauf splittert Holz, eine Tür fliegt nach innen. Vier grelle Taschenlampenkegel blitzen auf.

Unnötig.

In einem niedrigen Raum mit schrägen Wänden brennt sorgfältig abgeschirmtes Licht, sitzt ein Mann in Hemdsärmeln vor einem Sendegerät mit dem Kopfhörer auf, sich erschrocken umdrehend.

„Hände hoch!“

Der Mann nimmt langsam die Arme hoch, steht auf. Sein Gesicht, gutgeschnitten, mit einem bürstenartigen Bärtchen geziert, ist fahl.

Noch zwei Männer schrecken hoch. Sie haben auf Feldbetten gelegen.

Der eine fährt mit der Hand unter das Kopfkissen.

„Hände weg!“ brüllt jemand.

Nun stehen alle drei in der niedrigen Stube.

„Entschuldigung“, grinst Unteroffizier Schreiner. „Es tut mir leid, daß wir stören.“

Schon sind die Deutschen hinter den drei Männern und tasten sie nach

Waffen ab. Auf dem Tisch neben dem Sendergerät liegt eine Maschinenpistole englischen Ursprungs. Unter dem zweiten Feldbett findet man eine Kiste mit Waffen und Munition.

Ein guter Fang.

Leutnant Stern nickt zufrieden, als er die Meldung bekommt, daß man den Geheimsender ausgehoben hat.

Mitten in die Sendung hinein ist der Überfall erfolgt. Der Funker hatte keine Zeit mehr, die Unterlagen zu vernichten. Es ist einer jener Geheimsender, der ständig seine Position gewechselt hat.

Es handelt sich, wie sich rasch herausstellt, um zwei Holländer und einen Engländer.

Eine halbe Stunde später steht der Engländer vor Leutnant Huber. Huber hat vor sich alles liegen, was erbeutet wurde: Unterlagen, Code, Paß des Engländers.

„Sie heißen Lauwers?“ fragt er den verbissen dreinschauenden Inselsohn.

„Yes.“

„Mister Lauwers, Sie sehen wohl ein, daß Sie Ihr Spiel verloren haben?“

Der Engländer zuckt die Achseln.

„Sie wissen, was Ihnen blüht?“ fragt Huber weiter.

„Yes.“

Kurzes Schweigen. Huber bietet dem Gefangenen Zigaretten an. Lauwers nimmt eine, läßt sich auch Feuer reichen, sinkt auf den Stuhl zurück und raucht ein paar Züge.

„Sie haben in einem von uns besetzten Land gegen uns gearbeitet“, fährt Huber nach einer Weile fort. „Sie wissen, welche Strafe Sie erwartet?“ Huber hat Englisch gesprochen.

Der Engländer furcht die Stirn.

Huber sieht, daß die Hand des Mannes zittert.

„Auch ich habe für mein Land gearbeitet“, stößt er dann hervor. „Wir sind Gegner, Sir. Leute wie ich müssen immer damit rechnen, daß sie eines Tages an der Erschießungswand oder am Galgen enden.“

„Davor können Sie sich bewahren, wenn Sie sprechen.“

„Sie werden von mir nichts erfahren.“

Huber hat mit einer solchen Antwort gerechnet – hat aber noch ein paar Warnschüsse in petto.

„Hören Sie zu“, sagt er freundlich. „Wir haben neben den Sachen hier“, er deutet wieder auf das erbeutete Funkgerät und die schriftlichen Unterlagen, „auch eine Liste mit Namen in die Hände bekommen. Namen von Personen, die als Widerstandskämpfer gelten.“

Lauwers reagiert wieder mit einem Achselzucken.

„Auch der Name eines gewissen Huisman ist dabei“, sagt Huber. „Wir wissen jetzt, daß Sie von London Order bekommen haben, sich mit Huisman in Verbindung zu setzen.“

Lauwers antwortet nicht, blickt nur forschend sein Gegenüber an.

„Wir kennen Huisman bereits“, fährt Huber fort. „Wir wissen überhaupt viel mehr, als Sie glauben, Mister Lauwers. Sie müssen sich damit abfinden, daß die deutsche Abwehr nicht nur einen guten Fang gemacht hat, sondern auch einen sehr empfindlichen Schlag gegen Ihre Organisation führen wird.“

„Sie bluffen“, erwidert der Engländer.

„Nein, durchaus nicht. Ich werde Beweise führen, die Sie überzeugen.“



„Lassen Sie hören“, grinst der Engländer.

„Gut“, nickt Huber. „Wenn Sie Herrn Huisman sprechen wollen, kann ich Sie zu ihm führen. Er ist bei uns. Er sitzt seit zwei Tagen hinter Schloß und Riegel und neigt dazu, mit uns zusammenzuarbeiten.“

„Huisman?“ fragt Lauwers und zieht die Brauen zusammen.

„Ja, Huisman“, erwidert Huber lächelnd. „Ein kleiner Verbrecher. Ich verstehe es nicht, daß sich London solcher Leute bedient – Leute, die falsche Meldungen durchgeben und sich dafür mit Zigaretten und Whisky bezahlen lassen.“ Huber will den Engländer schockieren. Das ist ihm auch gelungen.

Lauwers raucht nicht mehr, starrt Huber an und schluckt erregt. Dann läßt er das Kinn auf die Brust sinken.

„Draußen stehen zwei Mitarbeiter von Ihnen“, fährt Huber fort. „Leute, die unter Ihrem Befehl standen, Mister Lauwers. Sie werden erschossen. Auch Sie wird man erschießen. Das könnten Sie verhindern.“

Lauwers schweigt, starrt vor sich hin.

Huber hat das sichere Gefühl, daß Lauwers mit sich reden ließe.

Aber da antwortet schon Lauwers: „Ich bin Soldat und habe die Befehle meines Vaterlandes durchgeführt.“

„Das ehrt Sie“, sagt Huber. „Das verstehe ich vollkommen. Aber darauf steht nun einmal die Todesstrafe.“

Lauwers' Stirn bedeckt sich mit winzigen Schweißperlen – ein feuchtes Diadem der Angst.

„Sie hatten den Befehl“, sagt Huber, „Huisman auf die Finger zu schauen, nicht wahr?“

„Yes“, murmelt der Engländer.

„Und ich sage Ihnen, daß Sie sich einen sehr unzuverlässigen Mann ausgesucht haben.“

Lauwers wirft den Kopf hoch.

„Was wollen Sie von mir?“ fragt er.

„Ihnen jenen Vorschlag machen, der in unserem Beruf üblich ist und üblich bleiben wird: Arbeiten Sie für uns, Mister Lauwers. Wir suchen einen Mann, der in London Vertrauen genießt und der ...“ – Huber lächelt spitzbübisch – „... der uns dort einführt.“

Der Engländer starrt Huber verständnislos an.

Huber sagt: „Lauwers, ich werde Ihnen einen Vorschlag machen. Wir arbeiten zusammen. Sie bleiben am Leben, wandern später einmal in die Gefangenschaft, warten dort das Ende des Krieges ab und kehren als Lebender zu Ihren Angehörigen zurück. Wenn Sie sich entschließen, nach unseren Anweisungen zu arbeiten, ändert sich Ihr Schicksal. Ich will Ihnen diese Chance geben – eine Chance, die Ihre Leute den unsern ebenfalls anbieten, wenn sie geschnappt werden.“

„No“, antwortet Lauwers – und noch einmal: „No, das tue ich nicht. Ich habe einen Eid geschworen. Was Sie von mir verlangen, kann ich nicht geben. Ich bin mir über die Folgen meines Entschlusses vollkommen klar.“

Mit dieser Antwort hat Huber gerechnet.

„Schön“, sagt er, „für Sie selbst können Sie sprechen. Aber was werden Ihre beiden Mitarbeiter sagen? Was werden die sagen, die auf der Liste stehen? Vierzehn Namen sind es, die in ein paar Tagen erschossen

werden, Mister Lauwers. Holländer, die Familie haben, Frau und Kind. Sie werden dabeisein, wenn man sie an die Wand stellt. Sie werden zuschauen, wie man sie erschießt. Und dann werden Sie dasselbe Los hinnehmen müssen. Es sind harte Spielregeln, nach denen ein Krieg entschieden wird, Mister Lauwers. Wir beide haben diese Spielregeln nicht erfunden, aber wir müssen sie mitspielen.“

Huber schweigt. Er belauert sein Gegenüber, er macht es ihm so schwer wie nur möglich. Die Abwehr ist grausam und hart. Es steht zu viel auf dem Spiel.

Lauwers preßt die Lippen zusammen, wischt sich mit der Hand den Schweiß vom Gesicht und stöhnt wie unter einer bergschweren Last.

„Ich kann nichts anderes sagen“, stößt er hervor. „Ich kann nicht mit Ihnen zusammenarbeiten. Das verbietet mir meine Ehre und mein Gewissen.“

Huber lächelt wie ein Fuchs.

„Gewissen? Unsinn. Niemand hat einen Verrat von Ihnen verlangt. Sie können weiterhin mit London in Verbindung bleiben. Nur – daß Sie das funken, was wir Ihnen vorschreiben. Sie können den alten Code verwenden, nach dem Sie bisher gefunkt haben. Mehr fordere ich von Ihnen nicht. Dafür kann ich Ihnen aber auch versprechen, daß keiner der Männer erschossen wird, die wir heute gefangen haben, und daß auch mit den Holländern gnädig verfahren wird. Ich werde anstreben, daß alle als reguläre Soldaten identifiziert und anerkannt werden.“

„Sie werden diese Leute als Kriegsgefangene behandeln?“

„Ja. Das verspreche ich Ihnen, wenn Sie sich bereit erklären, das zu tun, was wir Ihnen vorschreiben.“

Lauwers antwortet nicht; er starrt finster vor sich hin. Hinter seiner Stirn jagen sich die Gedanken. Er weiß, daß er sich vor dem Ende seiner militärischen Laufbahn befindet, vor dem Ende eines noch jungen Lebens. Man setzt ihm Daumenschrauben an. Man appelliert an sein Gewissen. Er sieht die Leute vor sich, die er zur Mitarbeit gegen den Feind überredet hat: junge, gläubige Menschen. Sogar ein Mädchen ist dabei, hübsch, blond, blauäugig. Alle diese sollen sterben? Alle sollen an die Wand gestellt werden für eine Idee?

Da ertönt die Stimme des Deutschen von neuem: „Lauwers, überlegen Sie in aller Ruhe. Sie brauchen nichts zu übereilen. Ich lasse Ihnen vierundzwanzig Stunden Zeit. Wir können auch Huisman an den Sender setzen – können ihn funken lassen, was wir ihm vorschreiben. Er tut das ohne Frage. Aber in dem Augenblick, wo Huisman die Taste drückt, sterben nicht nur Sie, Lauwers, sondern auch noch vierzehn Holländer, die Sie auf dem Gewissen haben!“

Lauwers schweigt.

Huber erhebt sich.

„Ich lasse Sie jetzt in Ihre Zelle zurückbringen. Ich werde im Anschluß an diese Unterredung mit Huisman sprechen. Bevor ich mich entscheide, lasse ich Sie noch einmal rufen.“

Ein Posten kommt und führt Lauwers ab. Der Engländer geht mit hängendem Kopf und mit müden Schritten. Huber ahnt, daß er mit Lauwers doch noch auf einen Nenner kommen wird.

Dann läßt Huber Breuer kommen.

„Hier“, sagt er zu dem Oberfeldwebel und schiebt ihm die Liste hin, „schreiben Sie diese Namen ab und machen Sie Razzia. Es wird nicht schwer sein, die vierzehn Namen in einem LKW zu versammeln.“

„Jawohl, Herr Leutnant“, sagt Breuer und verläßt den Raum.

Draußen sieht Breuer den Leutnant Stern heranwetzen und eilig in Hubers Zimmer verschwinden.

„Hör mal“, sagt Huber zu Stern, „wird es möglich sein, einen guten Funker zu kopieren, ohne daß der Empfänger etwas merkt?“

Stern hebt zweifelnd die Schultern.

„Also, ich würde sofort heraushören, wenn ein anderer an der Taste sitzt. Jeder hat seine Eigentümlichkeiten. Der eine funkt schneller, der andere langsamer, der dritte schludert über die Taste. Ich bin sicher, daß die Kollegen von der anderen Feldpostnummer dieselbe Meinung haben. Die haben ja auch Fachmänner am Gerät sitzen.“

„Und wenn wir einen Versuch unternehmen würden?“ schlägt Huber vor.

„Kann man machen“, gibt Stern zu. „Aber es erhebt sich die Frage: Hat London vielleicht einige uns unbekannte Sicherungen in den Code eingebaut? Gut, wir kennen den Code“, fährt Stern fort, „es wäre leicht, einen passenden Text zu kopieren. Aber ich vermute, daß der Tommy⁽⁴⁾ sich gesichert haben wird.“

Huber fährt sich durch die dunkle Haarwolle. „Es geht also nicht, wie? Du rätst ab? Wir sind aber darauf angewiesen, daß einer mit London in Verbindung tritt. Huisman oder Lauwers.“

Stern reibt sich nachdenklich das Kinn.

„Junge, Junge“, murmelt er, „es wäre schon eine Wucht, mit London zusammenzukommen. Hast du mit dem Engländer kalte Füße bekommen?“

„Er will noch nicht“, knurrt Huber. „Er ist noch nicht weich genug.“

„Aber er wird es?“

„Ich vermute“, sagt Huber. Dann greift er nach einem der Texte, die beschlagnahmt wurden. „Hier, hör mal zu: ziemlich brenzlige Sache: Einsatz von Rheinschleppern zum Unternehmen Siegfried.“ Huber schaut auf und kreuzt mit Stern einen Blick. „Wir können von Glück reden, daß wir Lauwers erwischt haben. Der war auf dem besten Wege, uns gefährlich zu werden.“

Stern nimmt die geheime Kommandosache, liest sie durch, schüttelt den Kopf.

„Fotokopie“, bemerkt Huber verdrossen. „Einfach fotokopiert! Eine geheime Kommandosache, Kamerad! Nur den allerhöchsten Stellen bekannt. Und Lauwers hat sie vor sich liegen gehabt, war gerade dabei, sie London mitzuteilen. Du siehst also, daß Lauwers sein Handwerk versteht. Na ja“, grunzt Huber, „London schickt nicht die Dümmersten rüber, das ist klar. Nicht jeder ist ein Willy Huisman.“

Der Krieg geht weiter. Der Kampf hinter den Kulissen beeinträchtigt die taktischen Operationen von Freund und Feind nicht im geringsten.

In Den Haag heulen die Luftschuttsirenen. Die Menschen ducken

sich, hasten in die Keller, kauern sich mit ängstlichen Gesichtern in die Winkel und horchen nach oben.

Dumpf und drohend summt der Tod am nächtlichen Himmel heran. Die Beobachtungsstellen, die dem Festland voraus auf Inseln stationiert sind, geben ihre Meldungen durch.

„Einflug starker Bomberverbände im Planquadrat 3/7 c, Luftwarnung! Alarm!“

Die Sirenen heulen über ganz Holland.

Dort, wo die Flakstellungen liegen, herrscht fieberhafter Betrieb. Feindlicher Verband fliegt Den Haag an. Feuerbereitschaft!

Die schlanken Rohre der Kanonen heben sich gegen den dunklen Himmel. Scheinwerfer grellen auf und tasten mit langen Fingern das schwarze Tuch des Firmaments ab. Die Fernsprecher in den Zentralen rasseln wie verrückt. Geschäftige Hände stellen die Verbindung her. Befehle werden ausgegeben. Auf dem nahen Flugfeld starten die Nachtjäger.

Da kommen sie!

In sechstausend Meter Höhe summt der Bomberpulk heran. Mit ihm der Tod.

Noch schweigt die Bodenabwehr. Aber hinter jedem Geschütz liegen die gestapelten Granaten, stehen die Kanoniere mit unbeweglichen Gesichtern und mattglänzenden Stahlhelmen auf den Köpfen.

Da!

Es geht los!

Fünf, sechs Scheinwerfer haben den Bomberpulk erfaßt, reichen ihn weiter. Die Flak⁵⁾ beginnt zu schießen. Bunte, zuckende Wölkchen schmücken plötzlich den Himmel.

Das Knattern in den Lüften, das Donnern der Abschüsse übertönt das Brummen der feindlichen Maschinen.

Schon loht eine Fackel am Himmel, beginnt zu sinken, glüht grell auf und verschwindet.

Noch eine!

Eine dritte!

Der Tod erntet!

Am Himmel wird gehobelt, und die Späne fallen als grelle, tosende Lichter vom Himmel, zerschellen irgendwo in den Marschen und hinterlassen nichts weiter als einen Rauchpilz.

Niemand sieht die flitzenden Schatten, die plötzlich schimmernde Perlenketten an das schwarze Himmelstuch zaubern. Die deutschen Nachtjäger sind am Werk. Mitten hinein in den Bomberpulk stürzen sie sich und schießen aus allen Knopflöchern. Aber auch der Gegner schießt. Eine deutsche Maschine geht als Fackel ab, eine zweite.

Was macht die Zweimotorige, die plötzlich, hintenangehängt an den Pulk, ausschert, die Nase neigt und in heulender Sturzfahrt der Erde zujagt? Eine getroffene Maschine?

Ein Todeskandidat?

Nein!

Der Brite sitzt mit starrem Gesicht hinter der Steuersäule. Umkrampft die Hörner der Steuerung, starrt auf die Instrumente, liest die rapide fallenden Höhenwerte ab, zieht die Steuersäule an den Leib.

Die Zweimotorige jagt in dreihundert Meter Höhe über Büsche und Felder.

Plötzlich öffnet sich eine Luke. Dunkle Gegenstände purzeln heraus, fallen in die Nacht. Schwarzeidene Fallschirme blähen sich, tragen die

Lasten zu Boden. Als letzter macht sich ein Mann fertig, stemmt die Arme weit von sich, hechtet in die brausende Nacht hinaus, stürzt und reißt den Fallschirm.

Der britische Agent X sinkt seinem Einsatzgebiet entgegen. Federleicht kommt er auf dem Boden an, schlägt eine Rolle nach vorn, zieht die Fallschirmleinen.

Die Maschine verschwindet mit donnernden Motoren in der Nacht. Der Agent X arbeitet rasch und geübt: rollt den Fallschirm zusammen, versteckt ihn, zieht die Pistole und läuft einem Buschrand zu.

Dort funkelt ein rotes Licht auf. Nur ganz kurz. Jetzt noch einmal.

Keuchend kommt der Brite an, hebt vorsichtshalber die Pistole und ruft halblaut das Kennwort.

Dann sind plötzlich ein Dutzend Gestalten da. Holländer, Kämpfer der Widerstandsbewegung.

„Welcome!“

Sie schütteln sich die Hände. Ein paar Worte werden getauscht. Dann zerstreuen sich die Gestalten über das Gelände und sammeln die Kisten und Pakete auf, die unter dunklen Fallschirmen liegen oder an Sträuchern hängen.

Nachschub ist da. England hat wieder einen Agenten geschickt, der die Widerstandsbewegung lenken soll. England läßt seine Helfer nicht im Stich.

Leutnant Huber wird noch viele graue Haare bekommen, wird alles daransetzen müssen, um diesem Spuk Einhalt zu gebieten.

Aber noch ist der Kampf nicht entschieden. Noch muß verhandelt und gedroht werden, um die Mitarbeiter gefügig zu machen.

Zweiundsiebzig Stunden sind vergangen, seit die Abwehr einen Mann mit Krepptsohlen festgenommen hat und in den Keller des Justizgebäudes von Den Haag sperrte.

Vierundzwanzig Stunden ist es her, seit Mister Eric Lauwers erschrocken von seinem Stuhl aufstand und die Arme hob.

Irgendwo in Holland sitzen wieder Männer beisammen und schmieden einen neuen Plan, um die verhaßten Deutschen zu schädigen, wo es nur geht. Irgendwo schleichen Gestalten durch das Dunkel und machen sich an einem Schienenstrang zu schaffen, um einen deutschen Transport in die Luft fliegen zu lassen.

Der Krieg geht weiter.

Major Gieske ist aus Berlin zurückgekehrt. Man teilt ihm mit, daß man einen britischen Agenten gefangen hat, der Lauwers heißt.

Mister Eric Lauwers steht dem deutschen Major gegenüber.

Dem Engländer ist der Name des Mannes gut bekannt, der hinter dem Schreibtisch sitzt.

Man taxierte sich eine Weile mit forschenden Blicken. Major Gieske brauchte nur auf ein Knöpfchen zu drücken, und um Mister Lauwers wäre es geschehen.

Aber Major Gieske drückt noch nicht aufs Knöpfchen. Er hat mit dem schlanken Engländer noch allerhand vor.

„Ich achte Ihre Haltung als Soldat“, sagt der Major. „Ich respektiere Sie, Mister Lauwers. Wären Sie in Uniform gekommen, säßen wir uns jetzt nicht gegenüber. Sie sind aber in Zivil und haben einen Geheimsender betätigt, um Nachrichten an Ihr Mutterland durchzugeben. Sie haben

Ihre Zeitschrift für Militärgeschichte

Packend illustriertes Wissen aus 5000 Jahren



- > Kriege & Schlachten
- > Waffen & Technik
- > Persönlichkeiten
- > Dokumente

Ab sofort bei Ihrem Zeitschriftenhändler!

www.militaer-und-geschichte.de

Dinge vorbereitet, die der deutschen Wehrmacht in den Rücken fallen sollten. Wir sind die Armee dieses Landes und stellen die Besatzungsmacht dar. Keine Besatzungsmacht kann es dulden, wenn von außen her Anstrengungen gemacht werden, durch Bewaffnung von Zivilisten die Gegebenheiten zu ändern.“

Major Gieske macht eine Pause, ehe er fortfährt. Und dann sagt er mit eindringlich erhobener Stimme:

„Sie wissen, wir haben dafür zu sorgen, daß es in diesem Land ruhig bleibt und die Zivilbevölkerung sich den Befehlen meines Landes unterstellt. Wenn Ihre Pläne, Mister Lauwers, verwirklicht worden wären, hätte das zu empfindlichen Repressalien geführt. Wir dulden es nicht, daß den Leuten dieses Landes Waffen in die Hände gedrückt werden, wie es auch England nicht duldet, daß sich im Commonwealth Rebellen wider den König erheben. Sie verstehen mich?“

Was bleibt Lauwers anderes übrig, als zustimmend zu nicken. Er hat sich ohnedies schon einen Tag lang mit Gewissensfragen herumgeschlagen, ist aber noch zu keinem Entscheid gekommen. Jetzt sitzt ihm der Mann gegenüber, der ein gewichtiges Wort zu sagen hat – ein Mann, vor dem Mister Eric Lauwers Respekt und Hochachtung empfinden muß.

Und doch hat Lauwers einen Einwand bereit.

„Sir“, sagt er höflich, „Ihr Land war es, das dieses kleine Land hier besetzt hat. Es ist Englands Pflicht, die Schwächeren zu schützen.“

„Nicht auf diese Weise, Mister Lauwers“, kopfschüttelt der Major. „Angenommen, Sie bewaffnen tau-

send Mann dieses Landes. Zweitausend. Meineten Sie dreitausend! Glauben Sie wirklich, daß die deutsche Wehrmacht mit diesen dreitausend Mann nicht fertig werden würde?“

Lauwers beißt sich auf die Lippen, sieht sein Argument zerpfückt und schweigt.

„Kinder und Unschuldige würden sterben“, fährt Gieske fort, „wenn England dieses Land bewaffnet. Denn auch das Königreich würde sich dem widersetzen, was eine andere Macht in seinem Land anzetteln will.“ Gieskes Stimme wird kühl und rasch. „Wir sind formal im Recht, wenn wir Sie und Ihre Mitarbeiter liquidieren. Sie werden zum Tode verurteilt, wenn Sie sich nicht entschließen, die Chance anzunehmen, die wir Ihnen bieten.“

Gieske kann so sprechen, weil er in Berlin bestimmte Vollmachten erhalten hat.

Lauwers hebt die Augen – er hat wasserhelle, kluge Augen.

„Was ist aus den zwei Männern geworden, die mit mir verhaftet wurden? Ich habe erfahren, daß sie nicht mehr hier gefangengehalten werden.“

Gieske lächelt dünn.

„Sie können beruhigt sein. Sie leben noch. Wir haben nur ein bißchen dafür gesorgt, daß sie sich nicht mit Ihnen verständigen können. Die beiden Herren wären sehr froh, wenn sie bald wüßten, ob sie am Leben bleiben dürfen. Und das hängt einzig und allein von Ihnen ab, Mister Lauwers.“

In diesem Augenblick kommt Leutnant Huber herein und setzt sich neben den Major. Huber hat alles ge-

hört. Er nickt jetzt und beugt sich zu Lauwers vor.

„Es ist alles vorbereitet, Mister Lauwers. Sie brauchen nur ja zu sagen. Wenn Sie jetzt ablehnen, setzen wir den anderen Mann ein. Selbst auf die Gefahr hin, daß er nicht so gut ist wie Sie. Wir wollen nämlich anfangen und mit London Verbindung aufnehmen. Wir erreichen auf alle Fälle unser Ziel. Sie wissen, was das für Sie bedeutet, wenn wir ... ohne Sie beginnen.“

Lauwers hat viel über die Deutschen nachgedacht. Es sind würdige Gegner. Er hat auch darüber nachgedacht, ob nun er oder der andere mit dem Senden beginnen soll. Er ist zu dem Ergebnis gekommen, daß es an sich gleich ist, wer mit London funkt. Sicher wird die Zentrale in London auf den Bluff hereinfallen. Die Deutschen sind nicht dumm und kennen sich in solchen Dingen ebenso gut aus wie die drüben in London.

„Und wenn ich annehme?“ fragt Lauwers endlich. „Welche Zusagen erhalte ich?“

„Diejenigen, die im Rahmen der Vorgänge bleiben können“, erwidert Gieske und tauscht mit Huber einen Blick.

„Werden Sie dafür sorgen, daß meinen Mitarbeitern nichts passiert?“ erkundigt sich der Engländer.

Lauwers ist also besiegt! Seine Frage hat es bewiesen. Die beiden Offiziere hinter dem Schreibtisch können zufrieden sein. Sind es auch. Nikken mit den Köpfen.

„Mein Offizierswort“, sagt der Major. „Ich versichere Ihnen, daß Ihren Mitarbeitern nichts geschieht – daß sie als Kriegsgefangene betrachtet werden und in ein entsprechendes

Lager kommen, wo sie den Krieg abwarten können.“

Kurzes Schweigen. Es fällt dem Engländer schwer, sein Jawort zu geben.

„Well“, sagt er schließlich, „ich – bin – einverstanden.“

Huber erhebt sich rasch. Auch der Major ist aufgestanden.

„In Ordnung“, sagt er. „Dann können wir ja unverzüglich mit der Arbeit beginnen.“

Auch Lauwers hat sich erhoben.

Drüben in der Funkabteilung wartet schon seit einer Stunde Leutnant Stern mit seinem Spezialisten. Vor ihnen liegen bereits die Codetexte der Sendung, die Lauwers nach London funken soll. Der Funker sitzt an der Taste. Er hat die Texte auswendig gelernt und muß blitzschnell die Störtaste drücken, um den Text zu verstümmeln, falls Lauwers etwas anderes einschmuggeln will.

Major Gieske, die Leutnante Huber und Stern stehen um den Apparat herum. Der Funker hat die Rechte auf der Störtaste liegen.

Lauwers macht einen nervösen Eindruck, als er sich vor das Sendegerät setzt und den Text liest, den Stern vor ihn hinlegt. Im ganzen sind es drei Meldungen, die Lauwers durchgeben soll. Er liest sie bedächtig. Sein schmales, mit Sommersprossen bedecktes Gesicht verrät nichts. Nur Schweiß steht ihm auf der Stirn – das sichtbare Zeichen, daß der Engländer nicht so ruhig ist, wie er sich vor den Augen der Deutschen gibt.

Noch ein Blick des Engländers. Er schaut die drei Offiziere an, nickt dann, setzt den Kopfhörer auf. Seine Hand dreht an den Knöpfen des Apparates.

Er beginnt zu morsen. Leicht, sicher und gekonnt. Dann geht er auf Empfang, horcht und nickt.

„London ist da“, murmelt er.

„Beginnen Sie“, sagt der Major. Seine Stimme klingt kratzig.

Der britische Agent beginnt seine Arbeit auf der deutschen Seite.

Die deutsche Abwehr hat ein Spiel begonnen, das unter dem Namen „Nordpol“ geführt werden soll.

Die erste Funklinie mit London.

Major Gieske setzt sie so sparsam wie nur möglich ein. Leutnant Huber ist damit beauftragt, die Meldungen zu verfassen. Sie müssen immer einen Kern von Wahrheit haben – Ereignisse, die vorkommen. Kleine Ereignisse, groß aufgebauscht.

Der Engländer Eric Lauwers spielt mit, weil ihm keine andere Wahl geblieben ist. Seine Kameraden sind freigekommen und in ein deutsches Kriegsgefangenenlager abgeschoben worden. Major Gieske hat also sein gegebenes Wort eingelöst.

Natürlich behandelt man Lauwers wie ein rohes Ei. Niemand zwingt ihn. Alles geht glatt und reibungslos vor sich. Zweimal am Tag wird Lauwers an das Sendegerät geführt, setzt sich hin und morst die Nachrichten in den Äther, die Leutnant Huber zusammengebastelt hat aus Wahrheit und Täuschung. Ist die Meldung durchgegeben worden, nimmt Lauwers seinen Kopfhörer ab, verneigt sich höflich vor seinen „Gastgebern“ und geht in sein Zimmer zurück.

Es ist ein hübsches Zimmer. Mit bequemem Bett, Klubsesseln, Rauchtisch, Kühlschrank, in dem schottischer Whisky lagert. Alles da. Auch

Zeitungen und Edgar-Wallace-Romane, die Lauwers gerne liest. Zweimal am Tag darf Lauwers im Garten spazierengehen und an den Blumen riechen, die in hübschen Beeten leuchten. Er wird dabei von zwei Unteroffizieren bewacht, die mit ihm freundlich umgehen.

Insgeheim schüttelt Lauwers über sich und den ganzen Plan der deutschen Abwehr den Kopf. Daß London da nichts merkt! Schlafen die? Merken sie denn immer noch nicht, daß er als Gefangener die Sendungen durchgibt?“

Lauwers hatte nämlich von London die Anweisung bekommen, bei Gefangennahme oder sonst einer unmittelbaren Gefahr und eventueller Verwendung durch den Gegner in jeder Sendung den 16. Buchstaben absichtlich falsch zu funken. Das Fehlen dieser Legitimation sollte für London das Zeichen sein, daß er in die Hand des Gegners gefallen ist.

Lauwers hat wohlweislich darüber geschwiegen, und die Herren der deutschen Abwehr wissen nicht, daß bei jeder Sendung der 16. Buchstabe falsch ist. (Erst nach dem Krieg sollte es herauskommen, daß London diese wichtige Vereinbarung zwischen London und Agenten entweder übersehen oder verschlampt hatte. Der wirklich Schuldige konnte nicht identifiziert werden, und nur durch dieses Versehen war es möglich, daß die deutsche Abwehr viele Monate hindurch London bluffte.)

Und Herr Huisman?

Der wartet noch immer darauf, daß ihn die Deutschen holen. Aber noch brauchen sie ihn nicht. Man begnügt

sich damit, die Adressen ausfindig zu machen, die man auf dem Zettel gefunden hat. Oberfeldwebel Breuer hat ein paar Razzien durchgeführt und dabei eine Anzahl Holländer aufgesammelt, die der Reihe nach ausgequetscht und auf ihre Person hin durchleuchtet werden.

Natürlich schwört jeder, daß er nichts Verbotenes tue, daß er ein braver Bürger sei, der sich ins Unvermeidliche dreinschicke. Derweil aber fliegen da und dort ein paar Meter Bahnschienen in die Luft, fällt da und dort ein deutscher Landser um und hat ein Loch zwischen den Augen.

Es ist schwer, Ordnung zu halten in einem Land, das sich aus Feinden zusammensetzt. Die Holländer lieben die Deutschen nicht. Ihr Land ist von der deutschen Dampfwalze überrollt worden. Das kleine Heer ist samt und sonders in die Gefangenschaft marschiert, und das Völkchen ist ohne Königin und ohne Hoffnung. Aus diesen Gründen wehrt man sich mehr oder weniger offen gegen die Eroberer und fügt ihnen Schäden zu, wo es nur geht.

Daß Huisman nicht geholt wird, liegt an Major Gieske. Der traut dem geschäftstüchtigen Holländer nicht üben Weg. Ein Mann, der London wegen Zigaretten und Whisky übers Ohr haut, würde auch nicht zögern, die Deutschen genauso übers Ohr zu hauen, wenn sich hierzu eine passende und gewinnbringende Möglichkeit ergäbe. Gieske bezeichnet Huisman als einen ausgemachten Ganoven, hütet sich also, mit ihm gemeinsame Sache zu machen, und begnügt sich damit, Lauwers an der Leine zu führen.

Bis eines Tages der gescheite Huber zu Gieske sagt: „Herr Major, ich glaube, wir müssen den Huisman einspannen. London hat angefragt, was aus dem abgestürzten Piloten geworden ist.“

„Das ist doch der, der in Huismans Wohnung starb?“

„Ja. Er hat anscheinend kurz vor seinem Absprung noch einen Funkgespruch loslassen können. Jetzt fragt London an, warum der Pilot noch nicht durch die Schleuse gekommen ist.“

Major Gieske reibt sich das massive Kinn und wiegt den Kopf.

„Was mag das wohl für eine Schleuse sein, Huber?“

„Keine Ahnung. Tappe auch völlig im dunkeln.“

Kleine Pause.

Dann ein Seufzer.

„Tja“, sagt der Major, „dann müssen wir wohl oder übel unseren Zigarettenonkel einspannen, wie?“

„Scheint mir auch zwingend notwendig geworden zu sein, Herr Major.“

Mit diesem Gespräch ist Huismans Person wieder in den Vordergrund getreten. Bisher ging es ihm gut. Er haust in einem Zimmer mit vergitterten Fenstern, raucht englische Zigaretten und schlägt den Tag mit Zeitunglesen und neuen Geschäftsentwürfen tot.

Eines Tages geht die Tür auf, und Huber grinst herein.

„Na, Herr Huisman, wie geht's? Hätten Sie Lust, sich ein bißchen mit London zu unterhalten?“

Huisman hat sich inzwischen einen Bart wachsen lassen, sieht wie ein Fischkutterkapitän aus und reibt sich erfreut die Tatzen.

„Aber gern, aber gern, Mynheer Leutnant.“

Huber führt den Holländer in den Funkraum, weist ihm das Gerät an, neben dem ein deutscher Funker sitzt und die Störtaste betätigen soll, falls Huisman ...

Aber Huisman denkt nicht daran, eine faule Sache zu machen. Spontan und erfreut nimmt er Platz, stellt die Frequenz Den Haag-London ein und horcht auf die Gegenmeldung.

In London war man geneigt, Huismans Person auf die Verlustliste zu setzen. Nun, als das Funkzeichen kommt, horchen sie alle auf und wirbeln erstaunt durcheinander. Der Boß kommt persönlich und ist dabei, als der britische Funker das Antwortzeichen gibt.

„Na endlich“, grunzt Huisman, als sich London meldet; er wollte schon ärgerlich werden.

„Bin seit Wochen verwundet“, tippt er in die Taste. „Konnte nicht arbeiten. Erbitte weitere Aufträge, da wiederhergestellt und alles okay.“

Stern grinst. Huber grinst auch. Am breitesten aber grinst Huisman.

Man ist zufrieden, als London durchgibt, wie sehr man es begrüße, daß Huisman wieder von sich hören lasse.

Der zweite Bluff ist gelungen.

Huisman gibt die Ursache seiner Verwundung an London bekannt: Bei Sabotage auf ein Treibstofflager von einem deutschen Soldaten angeschossen.

In London liegt zur Zeit eine ähnliche Nachricht vor. Huber hat sie verfaßt. Denn Treibstofflager gibt es genug in Holland. Eines davon, ein kleines natürlich, könnte gut und

gerne Willy Huisman sabotiert haben.

Und London quittiert dankend die Meldung.

Dann halten alle den Atem an. London wird in fünfzehn Minuten wiederkommen. Womit? Mit einer neuen Aufgabe für Huisman oder mit einem höflichen Dank für die bisherige Mitarbeit und ebenso höflichem Abschied von weiteren Aufgaben?

Huisman nagt an der dicken Unterlippe, schwitzt, schnauft, schielt zu Huber.

Da!

London meldet sich wieder. Huisman nimmt den Spruch auf. Entschlüsselt ihn.

Alle beobachten sein Gesicht. Es hellt sich auf, es geht in die Breite. Der rote Backenbart sträubt sich förmlich.

„Alles in Ordnung“, grunzt Huisman und reicht Huber den entschlüsselten Spruch.

„Zentrale braucht neue Abwurfstellen“, liest Huber. „Größere Mengen Sabotagematerial werden landen. Erwarten Sie neuen Agenten, der im besetzten Gebiet arbeiten soll. Bestätigen Sie diesen Spruch.“

Huber gibt Stern den Zettel. Stern liest ihn und legt das Gesicht in tausend Falten. Was nun? Natürlich muß Huisman den Funkspruch bestätigen.

Aber zuvor wird Major Gieseke noch einmal gefragt. Der hört sich alles mit ernstem Gesicht an. Dann nickt er und sagt:

„Machen wir. Der Agent soll nur kommen, wir freuen uns auf ihn. Huisman hat uns ja gesagt, wie er vorgegangen ist. Ich bin sicher, daß sich daran nichts geändert hat.“

Bei der nächsten Sendung, die Lauwers durchgibt, ist Major Gieske zugegen. Die Zentrale in London hat scheinbar noch keinen Verdacht geschöpft, denn Lauwers notiert die Anweisung, daß er sich nunmehr mit Huisman in Verbindung setzen soll – Huisman, der in London als As betrachtet wird.

London sichert die Ankunft seines Agenten auch bei Lauwers ab.

Als der Engländer den Funkspruch liest und sich zu Major Gieske umdreht, stellt Gieske fest, daß Lauwers krank aussieht. Sein schmales, sommersprossiges Gesicht zuckt. Ein Schweißdiadem glänzt auf seiner Stirn.

„Ich kann nicht“, sagt Lauwers und fährt sich nervös über die Stirn. „Sie können von mir nicht verlangen, daß ich einen Kameraden herüberlocke, der in Ihre Hand fallen soll!“

Gieske versteht den Engländer. Im umgekehrten Falle würde Gieske den Engländern dasselbe sagen.

Der Major legt dem Engländer die Hand auf die Schulter und sagt:

„Ob Sie uns helfen oder nicht, wir bekommen den Mann. Wir wissen bereits, daß London einen Agenten schicken will. Huisman hat den Sender seit heute in Betrieb. Wir werden durch Huisman die Mitteilung über die Absprungstelle durchgeben lassen, Mister Lauwers. Ich verspreche Ihnen, daß Ihrem Kameraden nichts geschieht.“

Lauwers nimmt den Kopfhörer ab und steht langsam auf.

„Ich bleibe bei meinem Entschluß: Ich werde diese Sache nicht mehr anrühren, Major.“

Gieske runzelt die Stirn. Lauwers' Weigerung bedeutet, daß man eine

sehr erfolgreiche Funklinie aufgeben müßte.

„Sie haben Ihr Wort gegeben“, sagt der Major. „Wenn Sie es brechen, sehe auch ich mich veranlaßt, mein Wort zurückzunehmen und eine Exekution zu beantragen.“

Lauwers starrt in den Funkraum. Hinter der Stirn des Engländers kreisen die Gedanken. Der Major hat fest und drohend gesprochen. Er kann das Signal zu einer Massenerschießung geben. Und dann ist ja auch noch dieser Huisman da, der den Deutschen die Hand gereicht hat.

Major Gieske beobachtet das Zögern des Engländers, er ahnt, daß Lauwers noch irgendein Mittel in der Hand hat, die Sache auffliegen zu lassen.

Gieske läßt sich aber sein Mißtrauen nicht anmerken, und als Lauwers plötzlich sagt: „Gut, ich sehe mich gezwungen, weiterhin für Sie zu arbeiten“, hat sich Major Gieske schon entschlossen, das Schwergewicht der Sendungen auf Sender Nummer 2 zu verlegen: Huisman.

Huisman muß die besseren Meldungen nach London funken. Man muß diesen Huisman zu einem verwegenen Agenten auffrisieren, ihn für die Engländer unentbehrlich machen. Denn Lauwers wird nicht konstant mit London in Verbindung bleiben – man muß damit rechnen, daß dieser Engländer etwas in den Händen hat, was der deutschen Abwehr schaden könnte.

Mal sehen, es wird sich ja herausstellen, ob die zweite Funklinie von Nutzen ist.

Lauwers hofft vergebens, daß der

um einen einzigen Buchstaben verstümmelte Funkspruch London mißtrauisch und hellhörig macht. Neben Lauwers sitzt der deutsche Funker, die Hand auf der Störtaste, bereit, sofort den Funkspruch unkenntlich zu machen, wenn der Engländer etwas anderes als das Vorgeschriebene durchgibt.

Unteroffizier Schreiner überwacht Lauwers Arbeit sehr genau, prüft die Signale und überhört es doch, daß Lauwers einen Buchstaben des Code ausläßt.

Aber auch London überhört es!

Leutnant Stern ist auch zugegen, wenn Lauwers an der Taste sitzt, läßt kein Auge von dem Engländer.

Eine seltsame Spannung liegt in dem spärlich erhellten Raum. Man spricht nicht. Nur das rhythmische Ticken der in Bewegung befindlichen Sendetaste ist zu hören. Die Kontrolllichter glühen wie Augen an den Geräten.

Major Gieske hat die Sache sehr geschickt eingefädelt. Er läßt die Meldungen an London über zwei Sender ausstrahlen: von Huisman und von Lauwers. Ausgeschlossen, daß London auf den Gedanken kommen konnte, daß da etwas faul ist. Die von beiden Sendern übermittelten Meldungen und Berichte ergänzen sich. London muß also glauben, daß es sich um effektive Tatsachen handelt.

Ein Meisterstück der deutschen Abwehr!

Zwei Sender, die nur wenige Meter auseinander liegen, stehen mit der Londoner Abwehrzentrale unmittelbar in Verbindung. Man erfährt alle Meldungen, die über die neuen Agenten durchgegeben werden.

Lauwers schwitzt, als er endlich auf Empfang umschaltet.

Da kommt die Gegenantwort aus London:

„Haben verstanden. Agent landet auf vereinbartem Platz. Geben Sie Meldung, wenn Agent angekommen ist.“

Lauwers entschlüsselt mit gefurchter Stirn den Funkspruch, reicht ihn Leutnant Stern.

Der nickt zufrieden und klopft dem Engländer wohlwollend auf die Schulter.

„Thank's, Mister Lauwers!“

Der Engländer flucht in sich hinein, brennt sich mit zitternden Händen eine Zigarette an und denkt an den Mann, der jetzt drüben in der Heimat sitzt, ahnungslos seinen Abflug vorbereitet und ein paar Stunden später in den Händen der Feinde sein wird.

London ist noch immer nicht auf die Sicherung gestoßen, hat das Fehlen des Buchstabens überhört und bleibt ahnungslos.

„Er kommt“, sagt Leutnant Stern zu Major Gieske. „Heute nacht um dreiundzwanzig Uhr fünfunddreißig können wir den Briten erwarten.“

Major Gieske reibt sich die Hände.

„Prächtig. Sorgen Sie dafür, daß der Mister auch die Absprungbasis findet.“

Dafür ist gesorgt. Alles ist bereit, den Agenten in Empfang zu nehmen.

Kurz vor zweiundzwanzig Uhr verläßt eine kleine Wagenkolonne Den Haag. Es ist Fliegeralarm. Der Himmel ist noch still, hängt schwarz über dem Land. Die große Stadt, einst

lichtergeschmückt, liegt dunkel und wartend unter den Wolken.

Major Gieske fährt mit Leutnant Stern in einem PKW voraus, hinterher folgen Leutnant Huber und Oberfeldwebel Breuer. Den Schluß bildet ein Funkwagen, in dem noch ein paar Soldaten sitzen und das Gelände, wo der Agent abspringen wird, umstellen sollen.

Die Ausfallstraße ist erreicht.

Halt! Ausweispapiere!

Die Kontrollen sind genau. Besonders nachts. Auch Major Gieske muß sich ausweisen. Dann kann die Kolonne weiterfahren.

Das holländische Dorf heißt Steenwijk. Die Bewohner schlafen schon, als die drei Wagen durch die kleine Ortschaft rollen. Ein Hund bellt aufgeregt hinter dem Lärm her. Dann wird es wieder still.

Fernab dröhnt es am Himmel. Die ersten britischen Bomber fliegen ein.

Die Basis, über der der Agent abspringen soll, befindet sich etwa einen Kilometer nördlich Steenwijks auf einer großen Wiese, die von einem Waldgürtel eingeschlossen wird. Ein günstiger Platz.

Die drei Wagen holpern mit abgeblendeten Scheinwerfern einen miserablen Weg entlang und erreichen dann schließlich das Waldstück. Der Lärm der Motoren verstummt. Man steigt aus und vertritt sich noch eine Weile die Beine; bis zur Ankunft der Maschine ist noch eine Stunde Zeit.

„Ein ausgezeichneter Platz“, stellt Major Gieske fest.

Unter den Bäumen darf geraucht werden. Die Zigaretten werden unter den Jackenzipfeln angesteckt, der Glutpunkt des Glimmstengels verschwindet hinter der Hand.

Leise Aufregung bemächtigt sich der Männer. Geflüster huscht durch die Nacht.

„Wenn der Agent springt“, sagt Leutnant Stern, „haben wir die Gewißheit, daß London nichts gemerkt hat.“

„Im anderen Falle müßten wir zu sehen, daß wir ein paar Schützenlöcher als Deckung benützen“, scherzt Huber.

Niemand lacht. Man horcht in die Dunkelheit. In der Richtung, wo Den Haag liegt, schießt die Flak.

Der Zeiger der Uhr rückt der Stunde entgegen, die die Entscheidung bringen wird.

Der Funker kommt heran und meldet, daß London den Spruch quittiert habe und die Maschine unterwegs sei. Huisman war am Gerät und hatte mit London gefunkt.

Huisman ist genauso gespannt wie die Deutschen. Wenn etwas schiefginge würden auch ihm statt Proviantkisten und einem am Fallschirm herabpendelndem Agenten die Bomben auf den Kopf fallen.

Fünf Minuten vor Ankunft der britischen Maschine treten Gieske, Huber und Breuer aus dem Gehölz und stellen sich im Dreieck auf, mit Stablampen in den Händen, die Rotlicht signalisieren werden. Die Soldaten nehmen die Maschinenpistolen und postieren sich um den Platz herum.

Feindliche Bomber brummen am nächtlichen Himmel. Das Flakschießen wird wilder. Dumpf dröhnen die Detonationen krepierender Bomben. Die Riesenfinger der Scheinwerfer tasten den Himmel ab. Es sieht gespenstisch aus, wenn der grelle Lichtkegel eine Wolke erwischt.

Die Sekunden verstreichen.



Die Gestalten im Dunkeln halten den Atem an, um besser horchen zu können. Man tritt unruhig von einem Bein auf das andere.

Hat London etwas gemerkt? Oder springt der Agent? Diese beiden Fragen geistern durch die Köpfe der Abwehrleute. Das ganze Unternehmen steht auf dem Spiel.

Was geschieht in den nächsten Sekunden?

Leutnant Huber hört als erster die Feindmaschine; er hat „Radarohren“ und vermag genau zu unterscheiden, aus welcher Richtung sie kommt.

Sie stößt aus der Dunkelheit heraus. Brüllend, kaum dreihundert Meter über dem Erdboden, huscht der große Schatten dahin.

Drei rote, in Dreieckform aufgestellte Lichter signalisieren der Maschine die Absprungposition.

Die Maschine fliegt einen Bogen. Das Geräusch entfernt sich, kommt wieder, tost über den Wald hinweg.

Alle Blicke sind nach oben gerichtet. Ein paar dunkle Punkte lösen sich aus der Maschine, fallen, hängen an dunklen Schirmen und sinken rasch nieder.

Eins ... zwei ... drei ... vier ... fünf dunkle Punkte zählt Huber. Der fünfte Fallschirm trägt den Agenten auf die Erde nieder.

Gieske, Huber und Breuer laufen auf den Platz zu, wo der Fallschirm mit dem länglichen Bündel niedergegangen ist. Die Soldaten legen die Maschinenpistolen ein und folgen.

Ein Mann richtet sich und auf sagt: „Da wär ich also. Good evening, Mynheers.“

„Good evening, Sir“, antwortet Major Gieske. „Ich begrüße Sie im Namen der deutschen Abwehr.“

Schockiertes Schweigen.

Dann ein Fluch ...

„Bitte, machen Sie keine Dummheiten, Sir“, warnt Gieske. „Heben Sie die Arme und gestatten Sie uns, daß wir Sie entwaffnen.“

Der Engländer zerquetscht ein „Goddam“ und hebt die Arme.

Man durchsucht ihn nach Waffen, nimmt ihm eine Pistole ab.

Endlich hat der Mann die Sprache wiedergefunden. „Das hätte ich mir nicht träumen lassen, meine Herren. Ich spreche Ihnen meine Hochachtung aus. Das haben Sie gut gemacht.“ Ein trockenes Lachen folgt den Worten.

Inzwischen suchen die Soldaten die Pakete zusammen, die vom Himmel gefallen sind. Man wundert sich gar nicht, daß zwei davon vollgestopft mit Waffen sind. In den anderen beiden Blechbomben befinden sich Zigaretten, Whisky und andere Sachen, die bei den Deutschen allmählich selten werden.

Der Engländer wird in den Wagen gebracht. Major Gieske fängt gleich mit dem Verhör an. Vor ihm steht ein drahtiger Kerl in Fliegerkombi und einem schmalen Gesicht, aus dem eine Hakennase sticht.

„Welchen Auftrag haben Sie?“ fragt Gieske forsch.

„Keinen“, grinst der Engländer. „Ich wollte nur meinen Urlaub in Holland verleben.“

„Ihr Urlaub wird lange dauern.“ Auch Gieske ist witzig. Dann wird er sofort wieder ernst. „Nehmen Sie bitte zur Kenntnis, Sir, daß wir mit London in Verbindung stehen. Wir sind über alles unterrichtet, das werden Sie ja inzwischen schon gemerkt haben.“

Der Engländer blinzelt konsterniert in das spärliche Licht im Funkwagen, schaut sich um, beißt die Zähne aufeinander und nickt. Die Deutschen haben recht. Alles sieht so aus, wie sie gesagt haben. Eine verrückte Geschichte. Unglaublich, aber wahr.

London ist geblufft worden!

Gieske sieht die Verwunderung des Gegners und läßt ihm Zeit.

Dann die Frage: „Sie sollten die bestehenden Widerstandsgruppen zusammenschließen und ausrichten?“

„Möglich“, grinst der Engländer.

„Man hat Ihnen Adressenmaterial mitgegeben? Wo ist es?“

„Sie brauchen nichts zu suchen“, sagt der Engländer. „Ich habe den Zettel bereits geschluckt. Gleich, als ich merkte, daß mich die falsche Adresse in Empfang nimmt. Es hat auch keinen Zweck, wenn Sie mir den Magen auspumpen. Das Papier hat sich bereits aufgelöst. Sie sehen, Major, auch wir rechnen immer mit einem Fehlschlag.“

Gieske antwortet nicht. Er weiß, daß das stimmt, was der Engländer eben gesagt hat.

Die Wagen kehren nach Den Haag zurück.

In der Zentrale angekommen, gibt Leutnant Stern gleich einen Funkspruch nach London auf. „Freund abgesprungen. Melden uns zur festgesetzten Zeit wieder. Alles in Ordnung.“

Inzwischen sitzt der Agent im Verhörzimmer. Er raucht nervös und ist nicht mehr so sicher wie zuerst. Man hat ihm nämlich den neuen Code für die Geheimsender abgenommen. Leutnant Stern hat das wichtige Schriftstück bereits zum Dechiffrieren übergeben.

Mister X – denn er nennt seinen Namen nicht – sitzt Major Gieske gegenüber und schweigt beharrlich auf jede Frage. Gieske ist das gewohnt und läßt sich von seinem Vorhaben nicht abbringen.

„Gut“, brummt Gieske. „Sie wollen nicht sprechen. Das macht nichts. London wird auf Sie verzichten müssen. Man ist in Ihrer Stadt der Meinung, daß Sie wohlbehalten gelandet sind. Sind Sie ja auch. Wir sind über Ihre Aufgaben vollkommen im Bilde, Sir. Wir können genau feststellen, inwieweit Sie die Wahrheit sagen.“

Kleine Pause.

Der Engländer schaut gelangweilt zur Zimmerdecke empor.

„Kennen Sie einen Herrn Huisman?“ fragt Gierke plötzlich.

Der Engländer hat sich großartig in der Gewalt. Nichts in seinem Gesicht verrät, daß er diesen Namen kennt.

„Ich habe ein schlechtes Personengedächtnis“, erwidert er lässig. „Namen merke ich mir grundsätzlich nicht.“

Gieske lächelt. Solche Antworten hat er schon oft gehört; sie gehören zu seinem Beruf.

„Mich können Sie nicht täuschen, Sir“, sagt Gieske. „Huisman ist seit längerem unser Gast. Wir haben über ihn die Nachrichten aus London empfangen. Vielleicht fällt Ihnen jetzt das ein, wonach ich Sie gefragt habe.“

Der Engländer schaut den Major prüfend an, seufzt dann geschlagen und beginnt zu sprechen – genau das, was Major Gieske bestätigt haben möchte.

Der Agent wäre auch überführt, gewesen, wenn er geschwiegen hätte. Die Beweise über seine Tätigkeit sind

zu eindeutig gewesen. In den abgeworfenen Versorgungsbehältern befanden sich Waffen und Munition, Lebensmittel und Bekleidungsstücke für die Widerstandskämpfer. Daß die deutsche Abwehr diese Beute für sich verwendet, mag wohl auch London verständlich sein.

Und so kommt es, daß auch Mister Lauwers bei seiner nächsten Sendung die Meldung an London durchgeben kann, daß der Agent „gut gelandet sei“ und alles seine gewünschten Wege gehe.

Unwahrscheinliches Glück entwickelt die deutsche Abwehr in diesen Tagen – ein Glück, das von unbestimmbarer Dauer ist und immer von der Frage überschattet wird:

Merkt London etwas, oder ist der Bluff gelungen ...?

In jenen Tagen, als die deutsche Abwehr in den Niederlanden beschlossen hatte, London zu bluffen und die feindlichen Vorhaben aus erster Quelle zur Kenntnis zu nehmen, arbeiteten die holländischen Widerstandskämpfer an einem verwegenen Plan.

Der niederländischen Küste vorgelagert liegt die Insel Terschelling. Sie wurde damals von der deutschen Streitmacht als Stützpunkt ausgebaut und stark armiert, um britische Überraschungsangriffe abzufangen. Flakbatterien und eine Bunkerlinie sowie ein kleiner Hafen, in dem deutsche Schnellboote und Minenleger stationiert waren, machten die Insel zu einem Bollwerk.

Die Bevölkerung von Terschelling lebt vom Fischfang und hat sich stillschweigend in ihr Schicksal ergeben.

Unsichtbare Fäden spinnen sich von der Insel zu den holländischen Widerstandsgruppen, und ein ausgezeichnet eingespieltes Nachrichtensystem setzt die Vaterlandskämpfer laufend in Kenntnis, was auf der Insel militärisch vorgeht.

Der Mann, der auf die Besetzung dieser Insel einen Angriff plant, ist den Männern der Widerstandsbewegung als Student bekannt und taucht bei den heimlichen Versammlungen als André auf – ein junger, leidenschaftlicher Mensch, dem die Liebe zum Vaterland über allem steht.

Sein Plan ist, mit drei starken Gruppen vom Festland her auf die Insel überzusetzen und in einem verwegenen Handstreich die deutschen Besatzungsmitglieder zu entwerfen und sich in den Besitz der Bunker und Flakbatterien zu bringen.

Schon klopfen zur nächtlichen Stunde unbekannte Männer an den Türen der Fischer an, geben sich als Vaterlandstreue zu erkennen und beauftragen die Inselbewohner, die Deutschen auszuhorchen, die Geschützstellungen genau ausfindig zu machen und alles so vorzubereiten, daß zur Stunde X der Handstreich stattfinden kann.

Ein großer Plan, ein gefährlicher Plan. Denn die deutschen Eroberer sind stark und glauben sich als Herren der Insel. Ihre Stärke verführt die maßgeblichen Truppenführer aber auch zu der Meinung, man sei sich seiner Sache vollkommen sicher. Ein Angriff der Engländer von See her war nur einmal mit schwachen Kräften erfolgt; es fielen ab und zu ein paar Bomben, aber sonst schienen die Engländer wenig Interesse daran zu haben, Terschelling in ihren Besitz zu

bekommen. Man überließ das lieber den Holländern, unterstützte ihren Plan und versprach ihnen im gegebenen Augenblick militärische Hilfe.

Der Mann, der dieses Unternehmen einfädelt, nennt sich also André und ist Student. Die Rebellen unterstellen sich seinem Kommando und sind von dem Plan begeistert. Die Verbindung zur Insel klappt ausgezeichnet. Die Deutschen, ihrer Stärke bewußt, denken nicht daran, daß ihnen eines Tages die Dinge über den Kopf wachsen sollen, die sich im dunkeln entwickeln.

So vorsichtig André auch seinen Plan vorbereitet, so sehr ist das Schicksal gegen ein Gelingen. Die deutsche Abwehr erfährt von diesem geplanten Coup und entschließt sich, einen Mann namens Reuter einzusetzen.

Es ist bekannt, daß der Gefreite Reuter von der Stabskompanie der Standortkommandantur Den Haag ein Verhältnis zu einem holländischen Meisje namens Grit Diercksen unterhält und daß der Gefreite Walter Reuter nach Dienstscluß einen Zivilanzug anzieht und zu seinem Mädchen geht. Reuter, der holländischen Sprache mächtig, weil er aus der Gegend von Papenburg stammt, ein blauäugiger, gerade gewachsener Bursche mit einem klugen Köpfchen, dieser Reuter bekommt eines Tages Gelegenheit, ein Gespräch anzuhören.

Grit Diercksens Bruder, der sich eine Zeitlang gegen die Verbindung seiner Schwester mit dem Deutschen auflehnte, wurde bei einem Überfall auf ein deutsches Spritlager verwundet und lag in einer Kammer.

Reuter, der an jenem Abend zu Grit

kam, hörte plötzlich Stimmen hinter der Wand und erfuhr, daß Karl Besuch hatte. Grit war gerade in der Küche, um das Abendessen für den Geliebten herzurichten, und Reuter saß an der Tapetenwand, hinter der deutlich vernehmbar gesprochen wurde. Von Dingen, die Reuter in Erregung setzten.

Der Student André war an jenem Abend bei Karl Diercksen und besprach mit diesem den Überfall auf die Insel Terschelling. Reuter ließ sich, als Grit hereinkam, nichts anmerken. Er war ein zu guter Soldat, als daß er die Sache überhört hätte, die hinter der Tapetenwand besprochen worden war.

An diesem Abend beklagte sich Grit sehr über die Zerstreuung ihres Geliebten. Reuter schützte dann auch körperliche Unpäßlichkeit vor, verabschiedete sich von Grit und lief zu seinem Chef, machte ihm über das Gehörte Meldung und wurde unverzüglich an die Dienststelle der deutschen Abwehr weitergereicht.

Zur Zeit, als Den Haag mit London funkte, als Leutnant Stern und Mister Lauwers eng zusammenarbeiteten und London täglich mehrere Male blufften, in jenen Tagen, als die holländischen Widerstandskämpfer verwegen und todesmutig ihre Sabotageakte durchführten, erhielt der Gefreite Reuter von der deutschen Abwehr den Auftrag, sich als Fahnenflüchtiger zu tarnen und zu den Widerstandskämpfern überzuwechseln.

Reuter entschloß sich seufzend und kam sich wie auf zwei Stühlen sitzend vor. Einerseits mochte er das blonde Meisje von Herzen gerne, andererseits war er ein zu guter Soldat,

ZU EHREN VON FRIEDRICH WILHELM III. KOENIG VON PREUSSEN

AUSGABEPREIS

EUR 19,95



Ø 30 mm

DEUTSCHE ERSTAUSGABE
MIT FEINSILBERAUFLAGE

Vom König gestiftet

Anlässlich des 200. Jahrestages der Stiftung des Eisernen Kreuzes wurde in Zusammenarbeit mit dem Buchautor und Historiker Dr. Guntram Schulze-Wegener die Ausprägung einer Gedenkausgabe in einer streng limitierten Sammlerauflage von nur 5.000 Exemplaren beschlossen und ausgeführt.

Dem Soldaten gewidmet

Die Gedenkausgabe in der höchsten Münzqualität „Polierte Platte“ versteht sich als wertvoller Beitrag zur Dokumentation der wechselvollen Geschichte des traditionsreichsten deutschen Militärordens, der im Zeichen der Befreiungskriege von König Friedrich Wilhelm III. von Preußen gestiftet wurde.

Reservierungs-Zertifikat ausfüllen, abtrennen und umgehend einsenden!

Ja, bitte senden Sie mir ____ Expl. der offiziellen Gedenkausgabe zum Stiftungsjubiläum „200 Jahre Eisernes Kreuz“. Im Ausgabepreis von nur € 19,95 ist ein Vorlage-Etui und ein Echtheits-Zertifikat enthalten. Die Lieferung erfolgt portofrei gegen Rechnung und mit 14-tägigem Rückgaberecht. Ich gehe mit dieser Bestellung keine weiteren Verpflichtungen ein.

Meine Adresse:

☐ Frau

☐ Herr



Vorname, Name

Straße, Nr.

PLZ, Ort

SOLIDUS
Münzen & Medaillen

Brandtstraße 30 · D-83259 Schleching

als daß er hätte zusehen können, wie die Kameraden über die Klinge springen müssen und holländische Widerstandsgruppen arglose deutsche Dienststellen überfallen.

Es war für Reuter nicht leicht, in ein anderes Lager zu gehen. Der geringste Verdacht konnte ihn das Leben kosten. Aber Grit Diercksen war diejenige, die unbewußt mithalf, ein großes Unternehmen der eigenen Volksbrüder mißlingen zu lassen; denn Grit Diercksen brachte Walter Reuter mit Karl zusammen, und Karl Diercksen überzeugte sich in einer für Reuter hochnotpeinlichen Unterhaltung von dessen Gründen und Absichten, ließ sich von Reuter täuschen und leitete den „Fahnenflüchtigen“ in das Lager Andrés.

Keiner der holländischen Widerstandskämpfer ahnte, daß ein Agent der deutschen Abwehr unter ihnen war. Reuter spielte seine Rolle sicher und überzeugend. Damit hatte die deutsche Abwehr schon ein im vornherein gewonnenes Spiel und konnte in aller Ruhe der weiteren Entwicklung aller Dinge entgegensehen.

Das Unternehmen „Nordpol“, wie es von der deutschen Abwehr benannt wird, plätschert dahin.

Man schreibt das Jahr 1942. Der Sommer beginnt, und das Land blüht und duftet, während sich die Menschen umbringen und immer neue Pläne ausarbeiten, wie man am schnellsten zum Sieg kommen könnte.

„Meine Herren“, sagt Major Gieske zu seinen engsten Mitarbeitern, „mir paßt es nicht, daß London so spärliche Anweisungen gibt.“

Leutnant Stern steht auf und sagt: „An uns liegt es nicht, Herr Major, bei uns klappt alles wie am Schnürchen. Unsere Meldungen über Vorkommnisse können alle belegt werden. Jeder Überfall stimmt zur Hälfte.“

Und so ist es auch. Leutnant Stern verfaßt nur Meldungen, die auf kleinen Tatsachen beruhen. Jedesmal, wenn eine der Widerstandsgruppen einen Schlag gegen die deutsche Besatzung führt, nimmt die deutsche Abwehr die Initiative an sich und bauscht die Sache auf, um sie dann nach London durchzugeben. Man schmückt sich sozusagen mit fremden Federn.

Über das neutrale Ausland gelangen immer wieder Meldungen von Überfällen und Sabotageakten nach London. Und das ist gut so, bedeutet eine zweite Absicherung und festigt in London die Meinung, daß in Holland Rabatz gemacht wird.

„Und trotzdem“, sagt Major Gieske zu seinen Herren, „es kommt mir vor, als ginge die Sache nicht mehr so gut wie vorher. Vielleicht werden wir überwacht. Ich traue diesem Mister Lauwers nicht, meine Herren. Wie wär's, wenn wir ihn aus dem Unternehmen herausnehmen würden?“

Leutnant Huber widerspricht diesem Vorschlag. Er gibt dafür auch seine Gründe an. „Lauwers hat sein Wort gehalten, Herr Major. Er tut alles, was wir von ihm verlangen.“

„Setzen wir trotzdem an seine Stelle einen anderen Mann“, wirft der Major ein.

Huber schüttelt den Kopf.

Stern misch sich ein und sagt: „Ich bin dafür, daß wir Lauwers noch vier

Wochen lang an der Taste lassen. Und dann möchte ich auch die Herren daran erinnern, daß uns dieser Reuter gute Nachrichten aus Terscelling übermittelt hat. Ich möchte fast behaupten, daß London sich bald meldet und uns einen zuverlässigen Mann herüberschickt, der die Sache schaukeln soll. Zumindest aber wird London dafür sorgen, daß jemand kommt, der die Widerstandskämpfer berät.“

„Für Terscelling steht aber noch kein Termin fest“, bemerkt Huber, der erst in der vergangenen Nacht mit Reuter gesprochen hat. „Das liegt daran“, fährt er fort, „daß sich Schwierigkeiten ergeben haben: Einige Inselbewohner haben Arbeit an Land annehmen müssen.“

Man bespricht den Fall Terscelling. Die Meinungen gehen wohl auseinander, treffen sich aber an jenem Schnittpunkt wieder, der für alle von großer Wichtigkeit ist:

„Und wenn London uns plötzlich mißtraut?“ fragt der Major.

Die Gesprächspartner schweigen. In den Mienen aller steht jene Sorge geschrieben, die seit ein paar Wochen gewachsen ist, weil London keine Anweisungen mehr gibt.

„Es ist anders geworden“, sagt Gieske. „Seit wir den letzten Agenten hochgenommen haben, stimmt etwas nicht. Ich vermute, daß dieser Mann einen ganz bestimmten Auftrag hatte. London wartet sicher auf eine Meldung von diesem Mann. London ist nur deswegen so schweigsam geworden!“

Nun nicken sie alle der Rangordnung nach. Der Major hat recht. Irgend etwas stimmt nicht. Irgend etwas ist faul.

„Knöpfen wir uns doch diesen Mißter noch einmal vor“, schlägt Huber vor. „Wenn wir es richtig machen, wird auch er sprechen.“

Major Gieske denkt an Berlin. Man wartet dort auf großartige Erfolgsmeldungen. Aber der ganze Karren ist plötzlich im Sand steckengeblieben. Berlin ist gespannt wie ein Flitzebogen und schaut erwartungsvoll auf den Abwehrstab in den Niederlanden.

„Wir haben einen Fehler gemacht“, sagt Gieske. „Wir hätten den Agenten verunglücken lassen müssen. Ich für meinen Teil stelle fest, daß London auf eine Nachricht von diesem Mann wartet. Bitte sehr, meine Herren“, erregt sich Gieske, „wir haben wirklich gute Meldungen nach London durchgegeben. Keine scheint die Herren da drüben sonderlich zu interessieren. Wir müssen also mit Sicherheit annehmen, daß London auf eine ganz bestimmte Meldung wartet.“

Stern nickt betrübt. „Huisman, der Ganove, ist weitaus besser dran: Der kriegt nach wie vor Zigaretten und Whisky.“

Huber beugt sich vor und ruft:

„Sollte uns der Sender im Utrechter Gebiet vielleicht diese Schwierigkeiten machen, meine Herren?“

Stern springt auf. „Kann sein. Unsere Funkpeilung hat festgestellt, daß der Sender täglich mehrmals zu festgelegter Zeit Meldungen absetzt. Er benutzt den Code, den wir bei dem Agenten gefunden haben.“

Major Gieske schlägt mit der flachen Hand auf den Tisch.

„Warum haben wir den Sender noch nicht?“

Stern runzelt die Stirn. Man kann mit Gieske ganz offen sprechen.

„Herr Major, ich kann nicht zugleich auf vier Hochzeiten tanzen. Sie wissen, daß ich zuwenig Leute habe, um ganz Holland funküberwachen zu können.“

Der Major winkt ab. Huber steht auf und brennt sich eine Zigarette an, geht zum Fenster und dreht sich plötzlich um.

„Unsere beste Quelle scheint dieser Reuter zu werden, meine Herren. Der Mann macht sich immer besser. Er sitzt mitten unter den Widerständlern und blufft sie genauso, wie wir London bluffen. Er kennt inzwischen die ganze Organisation. Wenn es einmal soweit ist, können wir zugreifen. Ich habe mir von Reuter sagen lassen, daß sich eine neue Widerstandsgruppe bildet. In der Nähe von Holten soll sie sich eingenistet haben.“

„Von Holten?“ fragt Gieske.

Huber nickt.

Der Major springt auf. „Warten Sie mal, ich habe doch etwas von diesem Holten gehört. Da liegt doch eine Meldung vor.“

Der Major kramt in dem Haufen Papiere und findet endlich ein Formular. Er liest es, nickt und sagt dann: „Stimmt. Man hat bei Holten zwei Leichen gefunden. Wahrscheinlich Engländer. Die Fallschirme sind verschwunden.“

„Hat sich sicher 'n Bauer angeeignet und Hemden daraus gemacht“, witzelt Stern.

„Hat dieser Reuter Namen bekanntgegeben?“ fragt Gieske, den Witz des Leutnants überhörend.

„Ja“, nickt Huber, „zwei Namen. Aber damit können wir wahrscheinlich nicht viel anfangen. Diese Kerle ändern ihre Namen wie der Bauer seine Hemden aus Fallschirmseide.“

Huber grinst zu Stern hinüber. Dann sagt Huber zu dem Major:

„Trumpet“, Herr Major. Reuter hat uns auf ‚Trumpet‘, das heißt auf deutsch ‚Trumpete‘, aufmerksam gemacht. Ich nehme an, daß es sich hierbei um einen Tarnnamen handelt.“

Major Gieske geht durch den Raum, die Hände auf den Rücken gelegt, sehr nachdenklich. Das ganze Unternehmen „Nordpol“ steht auf dem Spiel, das ist gewiß. Man muß London wieder an die Strippe bekommen. Lauwers hat sich an seine Zusage gehalten und nur das gefunkt, was er vorgeschrieben bekam. Ausgeschlossen, daß Lauwers etwas in den Funktext eingestreut hat, was die Engländer mißtrauisch gemacht haben könnte. Sitzt doch auch der Funke immer daneben, und der müßte etwas bemerkt haben.

Major Gieske hält in seinem nachdenklichen Marsch inne und schaut seine Mitarbeiter an.

„Bleibt nur noch die eine Möglichkeit: London bereitet etwas vor, was noch keiner von uns weiß ... was weder Huisman oder Lauwers wissen, meine Herren.“

„Wir könnten ja noch einen Sender einschalten“, läßt sich Leutnant Stern vernehmen. „Das ist wohl eine gewisse Gefahr, aber irgendwie müssen wir doch mit London den Kontakt aufrechterhalten.“

„Lauwers wird nicht mehr lange zu halten sein“, sagt Huber. Eine ganz vertrackte Sache ist das geworden. Darüber sind sich alle Anwesenden im klaren.

„Ich bin dafür“, sagt Huber, „daß wir Lauwers ‚verunglücken‘ lassen, bevor London den Braten riecht. Besser wäre es, vorerst nur mit einem

Sender zu arbeiten und eine zweite Funklinie ausbauen, als das ganze Unternehmen zu gefährden.“

Major Gieske entwickelt dann einen neuen Plan. Solange Huisman bei der Londoner Zentrale Kredit genießt, soll er weitere Gruppen ins Geschäft bringen. London traut Huisman mehr als Lauwers.

„Wir legen also in den nächsten Tagen den Sender Lauwers still“, beschließt Gieske, „und lassen durch Huisman anfragen, ob er eine neue Gruppe an London heranbringen kann. Die Antwort können wir ja gleich einholen, meine Herren. Lauwers lassen wir einem Verkehrsunfall zum Opfer fallen. Das soll Huisman an London durchgeben. Einverstanden?“

Leutnant Huber wiegt skeptisch den Kopf. Dann aber läßt er sich doch überzeugen, daß Lauwers bei der Leitstelle an Boden verloren hat. Huisman ist nach wie vor das Paradiespferd der deutschen Abwehr. Das geht aus der Tatsache hervor, daß London Huisman erst vor ein paar Tagen wieder ein Lob ausgesprochen hat. Man grinste sich eins, und Huisman sagte: „Das bringt wieder ein paar Kisten Whisky ein. Ich werde Sie zu einer Feier einladen, wenn die Fallschirme da sind.“

„Wir müssen zusehen, daß wir den Utrechter Geheimsender erwischen“, sagt Leutnant Stern. „Wenn es sich dabei um eine größere Gruppe handelt, können wir sicher sein, daß uns niemand entkommt. Sonst hat die ganze Sache keinen Sinn. Wir müssen auch einmal wegen ‚Trumpet‘ die Ohren spitzen. Ich werde mir die Sache mal genau durch den Kopf gehen lassen.“

Auch Huber will sich noch einmal alles genau überlegen. Die Unterredung ist zu Ende. Klar ist man sich darüber geworden, daß man weiterhin handfeste Pläne schmieden muß, die London aufmuntern und anspornen, mehr Befehle auszugeben. Alles muß lückenlos sein und einer Prüfung durch London standhalten können.

So wird es getan.

Huisman darf sich wieder an die Taste setzen, bekommt die besseren Erfolgsmeldungen vorgelegt, während beschlossen wird, Mister Lauwers vorerst einmal „auf Reisen“ gehen zu lassen.

London nimmt die beiden Meldungen an diesem Tag ohne Rückfragen auf.

Alle, die in Den Haag mit dieser Sache zu tun haben, sind sich im klaren darüber, daß das Unternehmen „Nordpol“ in ein kritisches, wenn nicht sogar gefährliches Stadium getreten ist. Die Befürchtung der deutschen Abwehr, daß London ein unbekanntes Senderteam eingesetzt hat, wächst weiterhin.

Inzwischen hat sich der Gefreite Reuter, jetzt als Widerstandskämpfer getarnt, recht gut auf der Insel Terschelling eingelebt und späht aufmerksam herum, horcht und schreibt heimlich Berichte an Leutnant Huber. Die Briefe muß er nachts aus dem Haus bringen und in den Briefkasten einer Flakbatterie werfen.

Reuter ist bei einem Holländer untergeschlupft, der auf Terschelling eine kleine Motorenwerkstatt unterhält, die Maschinen der Fischerboote ausbessert und dabei den Kontakt zu

den Widerstandskämpfern aufrecht erhält.

Terschelling besitzt noch keine eigene Energieversorgung. Daher stehen in den meisten Häusern Aggregate. Öl ist schwer zu haben, und wenn man welches bekommt, ist es von zweifelhafter Qualität.

Aus diesem Grund und weil die drei Fischerboote der Bevölkerung von Terschelling ihre Volksbrüder ernähren müssen, wird oft in See gestochen und in den Grenzen gefischt, die die deutschen Dienststellen den Inselbewohnern erlaubt haben.

So fällt es den Deutschen nicht weiter auf, wenn ein Fischkutler auschert und schnell einmal irgendwo an der Küste anlegt, ein paar Kisten an Bord nimmt, in denen Waffen liegen, und wieder zu den fischenden Kameraden zurückkehrt.

Es fällt den Deutschen auch nicht auf, daß Jan Vermählen, der Mechaniker und Werkstattbesitzer, in die Häuser seiner Kundschaft geht und dort anderes bespricht als Angelegenheiten, die mit Dieselmotoren zu tun haben. Man sortiert die mitgebrachten Waffen, versteckt sie im Keller und redet sich die Köpfe darüber heiß, daß es doch eigentlich nicht schwer sein dürfte, mit einhundertfünfzig deutschen Flaksoldaten fertigzuwerden, ein paar Geschütze zu erbeuten und sich der Depots zu bemächtigen. Gelingen müßte dieser Plan ja auch schon deshalb, weil England seine Hilfe zugesagt hat und im gegebenen Augenblick ein paar Zerstörer vor Terschelling auftauchen sollen, um in den Kampf einzugreifen.

Die Deutschen merken noch nichts;

meinen wenigstens die Holländer. Sie haben ja keine Ahnung, daß Reuter mit dabei sitzt und die Ohren spitzt, wenn von dem Unternehmen gesprochen wird.

So kommt es, daß dieser Reuter in seine Rolle als Widerstandskämpfer hineinwächst und selbst kaum noch unterscheiden kann, ob er Deutscher oder Widerstandskämpfer der Niederlande ist.

Reuter pirscht sich jede Nacht zum Feldpostkasten der Flaksoldaten, wirft seinen Bericht in den Schlitz und huscht wieder in sein Versteck zurück, denkt darüber nach, daß es eigentlich eine bodenlose Schweinerei ist, sich von Freunden füttern zu lassen, ihr Vertrauen zu genießen – und sie als Dank dafür verraten zu müssen.

Besonders widerwärtig kommt sich Reuter vor, wenn die blonde Grit zu ihm kommt, in seinen Armen liegt und vertrauensvoll das erzählt, was die Volksbrüder auf dem Festland vorbereiten.

Es ist daher für die deutsche Abwehr leicht, dieses oder jenes Sabotageunternehmen der Widerstandsgruppen abzufangen und die Saboteure samt und sonders ins Gefängnis zu stecken.

Die Erschießungskommandos sind täglich daran, abgeurteilte Widerstandskämpfer mit einer Salve zu bestrafen. Es knallt jeden Tag und es hilft doch nichts, denn der Krieg ist ein abscheuliches Gewürm, das tausend Köpfe hat. Schlägt man einen ab, wachsen immer neue nach.

Aber die große Trommel paukt weiter. Die Engländer fliegen ein und werfen Bomben, werden hie und da abgeschossen, wehren sich helden-

mütig. Die holländischen Saboteure schleichen durch die Nacht und legen Sprengladungen an militärische Einrichtungen, und die deutsche Abwehr lachst noch immer auf einen Mann namens Roosen, von dem Huisman einmal gesprochen hat und der in dem ganzen Gefüge vermutlich doch eine nicht unwichtige Rolle spielt.

Über neun Monate lang, Tag und Nacht, lauert man auf diesen Roosen. Unteroffizier Höhne von der deutschen Abwehr hat es sich in Huismans Wohnung gemütlich gemacht und ist stets auf den Sprung, einen Besucher namens Roosen zu erwarten.

Aber dieser Roosen läßt sich nicht blicken. Unteroffizier Höhne, als biederer Holländer getarnt, schiebt weiterhin die ruhigste Kugel seiner militärischen Laufbahn und wartet.

Das Warten soll heute von Erfolg gekrönt sein.

Höhne hat Bratkartoffeln gegessen, einen großen Fisch aus der Pfanne verzehrt und ein paar Gläschen Genever getrunken. Er ist gerade dabei, sich sein Pfeifchen zu stopfen, als es im Wohnzimmerkorridor dreimal kurz läutet.

Bevor Höhne den Besuch hereinläßt, guckt er durch den Spion auf den Gang hinaus. Draußen steht eine untersetzte Gestalt im hellen Staubmantel und mit Hut auf dem Kopf. Wartet. Wartet geduldig.

Schnell huscht Höhne noch einmal in die Wohnung zurück, nimmt den Hörer ab und sagt etwas. Dann geht er in den Korridor und macht die Tür auf.

„Eigentlich wollte ich Mynheer Huisman sprechen“, sagt der Fremde, den Hut lüftend. „Geschäftlich,

Mynheer. Ich handle mit Radioröhren.“

Er ist es, denkt Höhne. Das Stichwort ist gefallen. Und laut sagt er: „Ich weiß Bescheid, Mynheer. Kommen Sie nur herein und machen Sie mir ein Angebot.“

Höhne schließt die Tür, läßt sie aber offen, geleitet seinen Besuch ins Wohnzimmer, nimmt ihm Hut und Mantel ab und sagt:

„Sie sind Mynheer Roosen?“

„Bin ich“, lacht der Mann; er hat ein gutmütiges Gesicht, wasserhelle Augen und eine Narbe an der rechten Wange.

„Nehmen Sie Platz“, sagt Höhne. „Trinken Sie einen Genever?“

„Gern.“

„Und hier sind Zigaretten. Bitte, bedienen Sie sich.“

Gleich müssen die Kollegen kommen. Die Abwehr weiß bereits Bescheid, wer gekommen ist. Es kann sich nur noch um Sekunden handeln. Im Nebenhaus nisten noch drei als Holländer getarnte deutsche Feldpolizisten.

Roosen raucht und trinkt seinen letzten Genever in Freiheit. Höhne grinst und spielt den gastfreundlichen Hausherrn.

„Unsere Freunde müssen gleich kommen“, sagt Höhne. „Ich habe sie schon benachrichtigt, daß Sie da sind. – Wo waren Sie überhaupt solange, Mynheer? Wir haben mächtig lange auf Sie gewartet.“

Der Holländer streckt die Beine von sich und lockert den Schlips.

„Ich war verhindert. Wegen einer Lappalie. Man lockte mich ein. Vier Monate Gefängnis, weil ich ... Ach“, winkt er ab, „eine ganz dumme Sache.“

Und dann die Frage: „Sind Sie Huismans Freund oder sind Sie aus London?“

„Ich bin Huismans Freund.“

Roosen nickt.

Höhne schwitzt, horcht nach draußen.

Endlich ertönen Schritte. Gerade in dem Augenblick, wo Roosen erzählen will, daß er wegen hundert Zigaretten vier Monate Knast verpaßt bekam, geht die Tür auf, und vier Mann stehen im Zimmer. Oberfeldwebel Breuer ist auch dabei.

Er zieht die Pistole.

„Nehmen Sie bitte die Arme hoch, Mynheer Roosen. Sie haben es mit der deutschen Abwehr zu tun. Wir warten schon lange auf Sie.“

Roosen reißt Mund und Augen auf. Dann flucht er und wirft dem grinsenden „Hausherrn“ einen bitterbösen Blick zu.

„Ihr Freund Huisman“, sagt Breuer, während Roosen nach Waffen abgetastet wird und man eine Mauserpistole findet, „ist seit Monaten unser Gast. Es geht ihm gut, es fehlt ihm an nichts. Er arbeitet nämlich für uns.“

Es dauert ein paar Minuten, ehe Roosen die Sprache wiedergefunden hat. Er bringt sie mit ein paar saftigen holländischen Flüchen in Fluß.

„Was machen Sie jetzt mit mir?“ fragt er.

„Erst einmal ein bißchen an Ihnen herumhorchen“, sagt Breuer.

Sie führen Roosen ab, bringen ihn ins Gebäude der Abwehr hinüber, übergeben ihn einem Obergefreiten in Gewahrsam. Breuer sucht Huisman auf.

Breuer ist die Freundlichkeit in persona. Er sagt zu Huisman:

„Ich habe noch in den Ohren, daß

Sie uns einmal von einem gewissen Roosen erzählten. Der sollte doch das zweite Funkgerät übernehmen, wie?“

„Stimmt“, grunzt Huisman, dessen Bart inzwischen zu einem feuerroten Gestrüpp geworden ist. „Halten Sie mich deswegen hier fest? Ich kann doch nicht warten, bis dieser Idiot von einem Roosen auftaucht. Darüber kann der Krieg alle werden.“ Huisman ist wirklich sehr verärgert, daß man ihn nicht braucht und daß Lauwers für ihn funkt.

„Roosen hat sich gemeldet“, sagt Breuer.

Huisman springt auf.

„Er ist da?“

„Jawohl.“

„Wo war der Kerl solange?“

„Eingesperrt. Wegen Schwarzhandel. Das kommt davon, wenn man sich alle paar Monate einen anderen Namen zulegt. Hätten wir gewußt, daß ein Roosen eingelocht worden ist, hätten wir ihn früher aus dem Gefängnis geholt. Und nun sagen Sie mir, ob dieser Roosen ein Widerstandskämpfer von euch ist. Er leugnet es nämlich hartnäckig.“

„Klar ist er einer“, sagt Huisman. „Hat in der Gegend nördlich von Den Haag gearbeitet. Auf sein Konto kommen mehrere Überfälle auf deutsche Dienststellen und Depots ...“

Huisman spuckt alles aus, was er über Roosen weiß.

Und als Roosen vor Leutnant Huber steht und in die Zange genommen wird, dauert es nicht lange, und Huber kann ein Protokoll aufnehmen lassen, das hinreichend Aufschluß über viele interessante Dinge gibt.

„Gefunkt habe ich aber nicht, gibt Roosen zu. „Ich bin eine Null in dieser Sache.“



Nach einer halben Stunde weiß Leutnant Huber alles, was er wissen will, und sagt zu seinem Kameraden, Leutnant Stern:

„Jetzt haben wir noch einen, mit dem wir vor London operieren können. Roosen. Wir können ihn als Ersatz für Lauwers nehmen, denn Lauwers muß ja bald verschwinden.“

Stern ist auch der Meinung.

„Nur dumm, daß wir die Sache mit Holten noch nicht aufklären konnten“, sagt er zu Huber.

„Kommt auch noch, Kamerad“, lacht Huber. „Freuen wir uns, daß wir wieder einen mehr an der Strippe haben. Wir lassen Roosen sabotieren und werden nach London melden, daß er wieder am Zuge ist.“

Die deutsche Abwehr meldet sich noch am gleichen Tag in London und gibt bekannt, daß Roosen wieder arbeitet. Der Grund, warum er bisher geschwiegen hat, wird damit angegeben, daß Roosen lebensgefährlich krank gewesen sei.

„Erbitte neuen Auftrag“, funkt die deutsche Abwehr im Namen von Roosen, der im Keller der Kommandantur sitzt und sich über sein Schicksal wundert.

London geht auf diese Sendung ein. Leutnant Stern ist sehr zufrieden, als er einen Auftrag aus London entgegennimmt. Die zweite Funklinie ist wieder gesichert. Man kann Lauwers aus dem Unternehmen abziehen und verschwinden lassen.

Indessen gibt sich Leutnant Huber alle Mühe, die Vorfälle von Holten aufzuklären und Licht in eine Sache zu bringen, die aller Voraussicht nach mit London zusammenhängt.

Es fällt nicht weiter auf, daß sich zwei Zivilisten in Holten – liegt in der Utrechter Gegend – eingenistet haben. Der örtliche Kommandant, ein Oberleutnant, ist der einzige, der die beiden Männer mit Mißtrauen beobachtet: Aber noch ehe der Oberleutnant etwas unternehmen kann, klingelt das Telefon und die Abwehr ruft an.

„Bitte, machen Sie keine Schwierigkeiten. Es sind unsere Leute, die bei Ihnen etwas suchen.“

Nun ist der Oberleutnant etwas beruhigt. Er kümmert sich nicht mehr darum, daß die beiden Zivilisten um den kleinen Ort herumstreunen und zwischen Weidekoppeln und Gebüsch herumsuchen. Sie haben Anweisung, das Gelände gründlich abzusuchen.

Der eine der Zivilisten nähert sich dann auch einem steinernen Brunnen, an dem man vor ein paar Tagen einen Toten fand. Mit eingeschlagenem Schädel. Ein Engländer wahrscheinlich, der mit dem Fallschirm abgesprungen und verunglückt war.

„Der ist hier mit dem Kopf aufgeschlagen“, sagt Obergefreiter Demmel, ein Angehöriger der deutschen Abwehr. „Muß ja dumm sein, wenn man sich den Schädel an so 'nem Ding da einschlägt.“

„Ich möchte überhaupt nicht mit 'm Fallschirm abspringen“, gesteht der andere.

Sie suchen weiter. Als sie in einen Hohlweg gelangen, finden sie Reifenspuren, die vor einem Gebüsch halten.

„Hier hat ein Wagen gestanden“, sagt Demmel. „Suchen wir jetzt mal genauer die Gegend ab. Vielleicht finden wir noch etwas.“

Die Sucherei ist bald ein Erfolg. Abseits in einem großen Ginstergebüsch liegt eine Kiste. Der Fallschirm ist vom Wind zusammengeschoben und von Sand überweht worden. Wahrscheinlich haben die Holländer im Dunkel gesucht und die Kiste nicht finden können.

Als man sie öffnet, sind die beiden Abwehrleute ein bißchen enttäuscht: statt Zigaretten, Whisky und Schokolade befindet sich Sprengmaterial in der Kiste. Die Enttäuschung der beiden erfährt aber einen plötzlichen Umschwung ins Gegenteil, als sie ein paar Anweisungen in holländischer Sprache vorfinden, die hinreichende Instruktionen über die Sprengung von drei wichtigen Eisenbahnbrücken erteilen.

„Trumpet!“ ruft Leutnant Huber erfreut aus, als er die Befehle aus London liest. „Klarer Fall! London untermauert das Vorhaben der ‚Trumpet‘-Gruppe!“

Von diesem Tag an beobachtet man die Stelle, wo die Kiste gefunden wurde. Holländisch sprechende Abwehrleute versuchen, die Bevölkerung auszuhorchen. Vergeblich. Die Holländer haben eine gute Nase und wittern sofort, daß sie keine Landsleute, sondern deutsche Agenten vor sich haben.

Oberfeldwebel Breuer arbeitet ebenfalls an der Aufdeckung der Gruppe „Trumpet“ mit. Er und seine Männer lauern in der Umgebung des Dorfes, wo die Kiste gefunden wurde. Aber es geschieht nichts. Keine verdächtige Bewegung. Kein nächtlicher Abwurf.

Schon beginnen die Hoffnungen zu sinken, der Gruppe „Trumpet“ auf die Schliche zu kommen.

Aber an diesem Abend passiert etwas Entscheidendes. Leutnant Huber befindet sich beim Ortskommandanten.

Breuer und seine vier Mann streuen unlustig durch die Gegend.

Die Nacht bricht herein.

Gerade als Breuer mit seinen Männern wieder ins Dorf zurückwandern will, hören sie Motorengeräusche.

Man wirft sich hinter einem Dornbusch nieder und lauscht.

Ein LKW holpert aus der blauen Dämmerung, brummt vorüber, mahlt eine Düne hinauf, verschwindet wieder. Das Motorengeräusch verstummt.

Breuer gibt seinen Männern ein Zeichen. Sie pirschen sich geduckt der Stelle zu, wo der Lastwagen verschwunden ist, kriechen die Düne empor und lugen vorsichtig in eine Bodensenke hinein.

Dort steht der Lastwagen. Zwei Männer steigen aus, dehnen sich, reden leise miteinander. Dann laufen sie auf einen großen Busch zu – jenem, in dem zwei Tage zuvor die Kiste mit den Sprengstoffen gefunden wurde.

„Lauf zurück ins Dorf und laß den Wagen anhalten und kontrollieren!“

Der Mann robbt zurück, springt auf und rennt davon.

Breuer beobachtet weiter. Die beiden Männer suchen vergebens, kommen zum Fahrzeug zurück, gestikulieren mit den Händen, steigen wieder ein und fahren ab.

Alles klappt wie am Schnürchen.

Als der Wagen ins Dorf summt, stehen plötzlich drei Landser und ein Unteroffizier auf der Straße und heben die Signalkelle.

„Halt! Stehenbleiben!“

Der Wagen hält an. Die beiden

Holländer schauen mit harmlosen Gesichtern heraus.

„Bitte, steigen Sie aus“, heißt der Befehl. „Zeigen Sie die Papiere vor.“

Der eine Holländer muß zugeben, daß er keinen Fahrbefehl hat. Der andere wird blaß und tritt beunruhigt von einem Bein auf das andere.

„Mitkommen.“

Achselzuckend gehen die beiden mit. Ein paar Augenblicke später stehen sie vor Leutnant Huber.

„Sie haben die Kiste mit den Sprengstoffen gesucht, wie?“ beginnt Leutnant Huber unverzüglich. „Die finden Sie nicht mehr. Die haben wir schon. Sie staunen, nicht wahr? Aber es ist so.“

Verdattert starren die beiden Holländer den Sprecher an, ahnen, daß sie in eine Falle geraten sind, und lassen langsam die Köpfe hängen.

Der eine Holländer glaubt, sich noch herausreden zu können.

„Wir wollten nur einem Bekannten einen Gefallen erweisen“, sagt er.

„Wir sollten ...“

Huber schneidet ihm das Wort ab. „Sie gehören zur ‚Trumpet‘-Gruppe!“

„Kennen wir nicht.“

„Lügen Sie nicht!“

Schweigen.

„Wir verraten nichts“, murmelt der andere. „Wir sagen kein Wort.“

Huber lächelt nur. Er weiß, daß die meisten reden, wenn sie länger im Kreuzverhör der Fragen stehen.

Die Behauptungen der beiden Holländer sind so fadenscheinig, daß man nicht lange zu überlegen braucht.

Als ein Landser hereinkommt und zwei Pistolen vor Leutnant Huber

hinlegt, sinken die Köpfe der Holländer noch tiefer auf die Brust.

„Allein das genügt schon, meine Herren“, sagt Huber. „Es ist verboten, Waffen zu tragen. Sie werden sich dafür verantworten müssen.“

Schweigen.

„Abführen“, sagt Huber zu den zwei Landsern, die inzwischen den Raum betreten haben. „Getrennt einsperren, daß sie sich nicht unterhalten können.“

Indessen telefoniert Oberfeldwebel Breuer mit Utrecht. Er findet schnell heraus, wem der Lastwagen gehört: einem Händler, der bereits auf der Liste der Abwehr namhaft gemacht ist und durch mehr oder weniger undurchsichtige Geschäfte auffiel. Mit Benzin und Baustoffen will er handeln. Sein Haus liegt am Stadtrand und ist bereits zweimal von den Druckwellen krepierender Bomben beschädigt worden.

Leutnant Huber hält es für richtig, Feldgendarmarie einzusetzen.

Es geht alles ganz schnell.

Baaker hört den Lärm der ankommenden Autos um ein paar Sekunden zu spät, hat auch keine Zeit mehr, den Sender wegzupacken, auf dem er eben mit London gefunkt hat. Das gesamte Chiffriermaterial liegt auf dem Tisch verstreut, als die Tür auffliegt und ein paar Deutsche mit gezogenen Pistolen dastehen.

Baaker, untersetzt, breitgesichtig, mit einem pockennarbigen Gesicht, starrt entgeistert in die Laufmündungen von vier Pistolen, steht auf und hebt die Hände.

Huber eilt mit langen Schritten auf das Sendegerät zu, schaltet es aus, greift in den Haufen Zettel und überfliegt ein paar Meldungen.

Geschichte neu entdecken



Jetzt bei Ihrem Zeitschriften-Händler!

„Na wunderbar“, grinst Huber, als er das Wort „Trumpet“ liest. „Da haben wir ja wieder mal einen feinen Fang gemacht.“

Baaker trägt eine Pistole im Schulterhalter. Das sicherste Zeichen, daß er ständig in der Sorge lebt, geschnappt zu werden.

Er läßt sich entwaffnen, seufzt und zuckt die Achseln. Dann wird er abgeführt.

Leutnant Huber und Breuer stöbern die Wohnung durch. Es dauert auch nicht lange, bis sie in einem alten Kleiderschrank unter Wäschestücken und Klamotten ein zweites Kurzwellenfunkgerät finden – einen Sender, den man in einem unauffälligen Koffer tragen kann.

„Wir haben Glück“, sagt Huber zu Breuer. „Das ist der Kerl, den wir so oft gehört haben und dem wir nicht auf die Spur kommen konnten.“

Breuer reibt sich die Hände. Das Unternehmen „Nordpol“ scheint wirklich vom Glück begünstigt zu sein.

Die Gruppe „Trumpet“ ist also gefaßt. Der Schlag gegen sie war ein Erfolg.

Nicht nur, daß die deutsche Abwehr wertvolles Chiffriermaterial erbeutet, auch eine Liste mit Namen ist ihr in die Hände gefallen.

„Trumpet“ hat gut gearbeitet, war ein gefährlicher Angelpunkt. Noch am gleichen Tag werden zwei Männer aufgestöbert, die ebenfalls zur „Trumpet“-Gruppe gehören. Dem einen steht die helle Angst im Gesicht geschrieben. Der andere schweigt verbissen auf alle Fragen.

Leutnant Huber ist Menschenken-

ner genug, um gleich herauszufinden, daß man mit dem einen etwas anfangen kann.

„Hören Sie mal“, sagt er zu ihm, „Sie werden nicht erschossen, wenn Sie uns nur Antworten geben.“

Der Mann, schmal und blaß, mit schwitzendem Gesicht, entschließt sich unverzüglich, den Mund aufzumachen und sein Wissen preiszugeben.

„Wenn Sie mir Ihr Wort geben, daß ich nicht erschossen werde“, sagt er zu Huber.

„Das hängt ganz von dem ab, was Sie uns mitzuteilen haben“, antwortet Huber.

Der Mann beugt sich vor. „Fahren Sie nach Den Haag und suchen Sie im Haus Nummer 37 am Stadtpark. Dann werden Sie zwei Engländer finden, die mit Fallschirmen abgesprungen sind und darauf warten, nach England gebracht zu werden.“

„Gute Nachricht“, nickt Huber. „Ich danke Ihnen.“

Zehn Minuten später summt ein LKW mit einem halben Dutzend Feldgendarmen und Oberfeldwebel Breuer nach Den Haag, hält in der Nähe des bezeichneten Hauses und wartet.

Breuer läßt das Haus umstellen, nimmt zwei Mann und eilt einen trüb erhellten Treppenaufgang hinauf. Vor einer Tür, an der eine Visitenkarte mit dem Namen „Rose van der Wanden“ gezwackt ist, bleiben die Männer stehen. Breuer drückt einen Klingelknopf. Gleich darauf öffnet sich die Tür, und ein langhaariges rotblondes Mädchen im himmelblauen Hausanzug öffnet.

Das Mädchen erschrickt offen-

sichtlich, als es die Männer sieht, will die Tür zuschlagen. Breuer aber hat schon den Fuß dazwischen gestellt und sagt leise:

„Machen Sie keinen Unsinn, wir wissen, daß Sie Besuch haben.“

Das Mädchen fährt mit der Hand gegen den Mund.

Da geht rechts die Tür auf, und ein Mann steht auf der Schwelle. Ein Engländer: groß, hager, sichtbar erschrocken. Seine Hand fährt in die Rocktasche.

„Nicht doch“, sagt Breuer und richtet die „08“ auf den Mann. „Lassen Sie das Ding stecken, Mister.“

Der Engländer hebt die Arme. Breuer schiebt ihn zur Seite und steht in einem Raum, den Frauenhände verschönt haben. Auf einem Tisch steht eine Flasche Gin. Zigarettendrauch vernebelt das Zimmer. Auf einem Diwan schläft der zweite Engländer.

Er fährt hoch, als Breuer ihn mit der Pistole an der Seite kitzelt.

„Bitte, geben Sie mir Ihre Papiere“, ersucht Breuer.

Die beiden Engländer ergeben sich verdrossen in ihr Schicksal. Es handelt sich um einen Major und einen Leutnant der RAF⁶⁾. Beide wurden bei einem Nachtangriff auf Utrecht von deutschen Nachtjägern abgeschossen.

Das hübsche Mädchen weint, während Breuer die Wohnung durchsucht und eine Menge Lebensmittel beschlagnahmt, die aus England stammen.

Mit diesem Handstreich ist die Gruppe „Trumpet“ restlos ausgehoben. Auf Grund der Namensliste werden nicht weniger als dreißig Widerstandskämpfer festgenommen und in

das Gefängnis von Den Haag eingeliefert.

„Na also“, sagt Major Gieske zu seinen Mitarbeitern, als er den Rechenschaftsbericht hört, „das hat ja hin- und zurückgehauen! Es wird nicht mehr lange dauern, dann haben wir sämtliche Burschen unter einem Hut.“

Reuter, der Agent der deutschen Abwehr, spioniert indessen auf der Insel Terschelling herum. An verschiedenen Dingen spürt er, daß sich etwas zusammenbraut. Es kommen immer mehr Männer vom Festland herüber, werden nachts in Booten gelandet und von den Inselbewohnern aufgenommen und versteckt.

Reuter, der bei Jean Vermählen wohnt und dessen Vertrauen genießt, erfährt von ihm, daß der Schlag gegen die Deutschen bald beginnen würde.

In den Kellern stapeln sich Waffen aller Art, liegen Lebensmittel in vielen Kisten, reihen sich immer mehr Kisten aneinander. Die Verteilung der Schätze findet nachts statt. Man spricht nur im Flüsterton, man kommt leise und verschwindet ebenso leise wieder im Dunkel.

Eine richtige Verschwörerstimmung. Reuter kann nicht umhin, daß ihm dann und wann eine Gänsehaut über den Buckel rieselt. Er wagt nicht daran zu denken, was mit ihm geschieht, wenn jemand dahinterkäme, wer der Mann ist, der sich unter dem Namen „Walt“ im Kreise der Verschwörer bewegt.

Ab und zu kommt das Mädchen nach Terschelling, das Reuter liebt: Grit Diercksen. Sie sagt ihm, daß die

Stunde der Befreiung bald schlagen würde, sie umarmt ihren Geliebten und ahnt nicht, daß sie einem Agenten der deutschen Abwehr ihr Vertrauen geschenkt hat – und ihre Liebe ...

Die Tage vergehen.

Es geschieht noch nichts.

Nicht nur, daß Leutnant Huber die Vorgänge auf Terschelling im Auge behalten muß – er muß auch noch dafür sorgen, daß Lauwers, der Engländer, pro forma stirbt.

Zuerst läßt Huber über Huisman nach London funken.

„Steht im Verdacht, mit den Deutschen zusammenzuarbeiten“, heißt die Meldung.

London reagiert sofort und antwortet, daß man Lauwers genau überwachen soll. „Feststellen, mit wem er verkehrt“, lautet die Order.

So kommt es, daß Lauwers ausgeschaltet wird. Der Sender „Trumpet“ nimmt dafür den Verkehr mit London auf. Aber nun erhebt sich auch die Frage, ob London merkt, daß ein anderer Funker an der Taste sitzt?

Um Londons mögliches Mißtrauen zu zerstreuen, läßt Huber ein paar hochaktuelle Meldungen durchgeben. Erfolg: London ist erfreut und bleibt arglos. Es lohnt sich, über eine unbedeutende Truppenverschiebung in den Niederlanden Nachricht zu geben.

Im Zusammenhang mit Ansammlungen von Rheinschiffen in Rotterdam dramatisiert Leutnant Huber das unwichtige Manöver und erreicht, daß London kompaktes Zutrauen zu seinen Mitarbeitern gewinnt.

„Beobachten Sie weiter“, heißt die Anweisung an „Trumpet“. „Stellen Sie fest, welcher Zweck mit Truppenverschiebung erreicht werden soll.“

Indessen funkt Sender Roosen und liegt London mit Bitten in den Ohren, materielle Unterstützung zum Aufbau einer schlagkräftigen Widerstandsgruppe zu gewähren.

„Einverstanden“, lautet der Bescheid von drüben. „Machen Sie Abwurfstelle namhaft, dann entsenden wir Material.“

Die deutsche Abwehr lacht sich ins Fäustchen. Drei Sender arbeiten nun schon für „Nordpol“. Londons Vertrauen zur Sache ist gewachsen und gefestigt.

Leutnant Huber läßt nur zwei Tage verstreichen, ehe er den „Tod“ Lauwers meldet.

„Vermutlich erschossen worden“, lautet der Funkspruch an London. „Keine Gefahr mehr. Konnten Sender und Unterlagen in Sicherheit bringen. Bisher keine Verdachtsmomente. Wir nehmen Verbindung mit ‚Trumpet‘ auf.“

Noch in derselben Nacht schicken die Engländer Nachschub herüber: Lebensmittel, Kleider, Munition und Waffen in Mengen.

Die deutsche Abwehr in Den Haag lebt wie eine Made im Speck. An manchem Abend sitzen die Landser beisammen und leeren eine oder mehrere Flaschen echt schottischen Whisky.

„Auf daß wir weiterhin Erfolg haben!“ lautet der Toast. „Auf unsere Freunde in London! Sie leben hoch, hoch, hoch!“

Spaß muß sein, wenngleich sich hinter dieser Sache großer Ernst verbirgt. Die Frage, wie lange man die-

sen Bluff durchhalten kann, taucht immer wieder auf und dämpft die Heiterkeit.

Streng geheim ist das Unternehmen „Nordpol“. Nicht einmal Berlin weiß genau Bescheid, was in Den Haag gespielt wird. Die Unterlagen Major Gieskes pendeln als „Streng geheim!“ zwischen Holland und Berlin hin und her.

Aber auch London hat seine Fühler vorgestreckt und vernimmt Nachrichten über eine verstärkte Agententätigkeit in Holland. Der Londoner Geheimdienst läuft auf Hochtouren. Holland ist ein Brennpunkt geworden, wo sich Kämpfe hinter den Kulissen abspielen. Holland ist das Land geworden, in dem die Widerstandskämpfer mehr als aktiv geworden sind. Aber noch kommt niemand auf den Gedanken, daß die deutsche Abwehr ihre Hände im Spiel hat und alles so lenkt, wie es gebraucht wird.

„Wir müssen die Leute unterstützen“, heißt es drüben in London. „Sie arbeiten wirklich gut und müssen das Gefühl haben, daß wir hinter ihnen als Freunde stehen.“

In den nächsten Wochen entsendet London noch einmal sechs Agenten, die mithelfen sollen, den lautlosen Krieg zu führen. Umfangreiches Material fällt der deutschen Abwehr in die Hände. Die sechs Agenten sind buchstäblich aus den Wolken gefallen, als man sie in Empfang nimmt und wissen läßt, daß sie bei der deutschen Abwehr gelandet sind. Es sind Männer, die in Sussex ausgebildet wurden – die Besten der Besten, die London entsendet hat und nun doch für die Dauer des Krieges ausfallen.

Über den Sender Huisman geraten noch einmal vier britische Agenten in

Gefangenschaft, kaum daß sie den Boden der Niederlande berührt haben.

Das Unternehmen „Nordpol“ scheint wirklich vom Glück begünstigt zu sein. Im Mai 1943 verfügt die deutsche Abwehr über insgesamt neun Funklinien nach London. Leutnant Stern kommt kaum noch mit, ist Tag und Nacht auf dem Posten und versucht verbissen, den Erfolg zu halten. Immer wieder riskiert die deutsche Abwehr, daß London Verdacht schöpft, denn London nimmt ja jeden Funkspruch auch auf Wachplatte zur Kenntnis.

Man muß den Kopf darüber schützen, wieviel Vertrauen London zu den Meldungen hat, die zum größten Teil erfunden und nur zu einem kleinen Teil aus Wahrheit zusammengesetzt sind. Aber nichts geschieht. Die Sendungen halten weiterhin an, Zigaretten und Whisky fallen vom Himmel, Waffen und Munition, Bekleidung in reichen Mengen.

London läßt sich bluffen, weil es für unmöglich gehalten wird, daß vierzehn Funklinien sich gegenseitig die Meldungen bestätigen, die einzig und allein aus der Feder eines gewissen Leutnants Huber stammen. Die einlaufenden Berichte über Sabotageakte in Holland wirken wie Wasser auf Mühlen und drehen fleißig das Rad des Vertrauens und der Hilfe.

„Wir müssen damit rechnen“, sagt Gieske eines Tages, „daß London ein Team einfliegen läßt, das uns überwacht und unsere Streiche aufdeckt.“

Diese Gefahr ist immer vorhanden, doch sie wird noch nicht spürbar.

Es regnet weiterhin Lebensmittel und Bekleidungs-ausrüstungen vom

Himmel, es fallen weiterhin Waffen und Munition in die Hände der deutschen Abwehr. Es finden immer wieder Sabotageakte statt, die nur zur Hälfte wahr sind, und es wird weitergeblufft. In den Gassen fallen Schüsse, da und dort wird ein Schienenstrang für kurze Zeit aufgerissen, nur, um Meldungen formulieren zu können, die London Sand in die Augen streuen.

Der Agent Thyss hat recht, als er bei seiner Festnahme durch die deutsche Abwehr sagt:

„Um Gottes willen, das ist ja furchtbar. London weiß von nichts und wird täglich geblufft ...“

Die eben genannten Ereignisse sind jenen vorausgegriffen, die sich nun wieder auf der Insel Terschelling zutragen.

Leutnant Huber bekam Reuters Brief verspätet. Huber fürchtete schon, den Anschluß zu verlieren, und raste mit Breuer los. In Harlingen verhandelten sie mit dem Kommandeur der Flak und schärften ihm höchste Wachsamkeit ein. Dann tarnten sie sich als einfache Flaksoldaten und fuhren mit der Fähre auf die Insel hinüber.

Hier stellen sie nun fest, daß der Betrieb in scheinbarer Ruhe weitergeht. Die Wachen stehen auf ihren Plätzen, die Küstenlinie ist besetzt. Eigentlich deutet gar nichts darauf hin, daß Gefahr im Anzug ist.

„Die Bevölkerung verhält sich auffallend ruhig“, sagt der Oberleutnant.

Huber grinst. „Die Ruhe vor dem Sturm. Was glauben Sie wohl, Herr Kamerad, was wir alles aus den Häu-

sern holen könnten, wenn wir daran Interesse hätten.“

„Scheußliches Gefühl ist es doch“, bemerkt der Oberleutnant. „Man kommt sich vor, als säße man auf einem Vulkan.“

Unauffällig inspiziert Huber die Insel. Mit Reuter zusammenzukommen ist nicht ratsam.

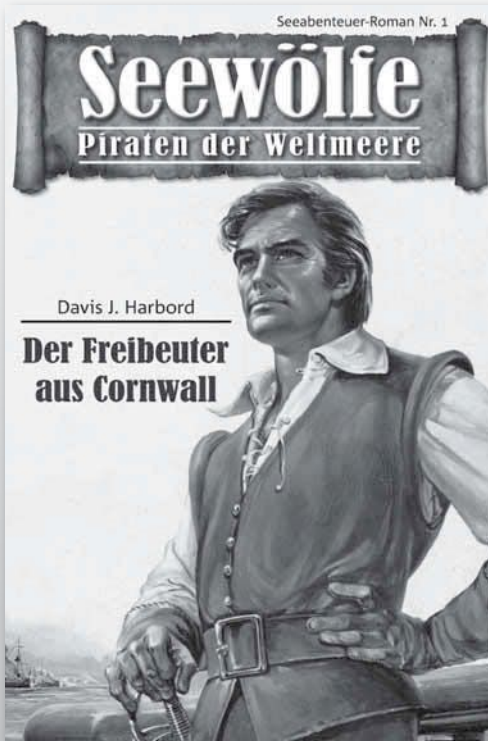
Als Huber die kaum zwei Meter hohe Telefonleitung sieht, kommt ihm der Gedanke, daß der Posten am Ende der Leitung spielend leicht ausgehoben werden könnte. Überhaupt drängt sich der Eindruck auf, daß die Deutschen sehr nachlässig sind. Daß diese Meinung nicht stimmt, geht aber aus der Tatsache hervor, daß jeder Posten an der Küste seinen Dienst sehr ernst nimmt und die geringste Feststellung sofort an die Inselzentrale durchgibt. In dem kleinen Fischerhafen liegen deutsche Küstenwachboote. Sie sind mit leichten Geschützen ausgerüstet und halten die auslaufenden Fischerboote der Insulaner unter Kontrolle. Denn es ist schon einige Male vorgekommen, daß dieser oder jener Fischkutter nach England auskneifen wollte – oder sogar schon ausgekniffen ist.

Von See her bietet die Insel Terschelling viele Möglichkeiten zu einer Feindlandung. Mit einigem Entsetzen stellt Huber fest, daß die Uferbefestigungen sehr schwach sind. Am äußersten Ende der Insel, an der Nordspitze, befindet sich ein Wachposten, bestehend aus nur vier Mann, und von diesem Posten weg führt die schon erwähnte Telefonleitung in nur zwei Meter Höhe.

„Nun sagen Sie mal“, bemerkt Huber zu dem Inselkommandanten, „wie stellen Sie sich das vor, wenn

**Der Klassiker unter den
Abenteuer-Romanen**

**als
eBook**



Ab sofort als eBook bei den
meisten Internet-Buchhandlungen
zum Download erhältlich.*

Sie sind wieder
da und verset-
zen alle Meere in
Angst und
Schrecken: die
„Seewölfe“!
Unsere Kultserie
mit spannenden
Abenteuern um
Phillip Hasard
Killigrew begeiste-
rte in den 70ern
und 80ern ein
Millionenpublikum.
Wir erwecken die
Helden von damals
wieder zum Leben.
Lassen Sie sich
entführen in eine
Welt rauher
Haudegen, draller
Dirnen, tollkühner
Freibeuter und
todesverachtender
Draufgänger.
Ein einmaliges,
spritzig-frivoles
Lesevergnügen!

Band 1 jetzt kostenlos!

*Erhältlich für die gängigsten Endgeräte, z. B. für Kindle, iPad, iPhone und viele weitere.
Download unter www.amazon.de, www.libri.de, www.thalia.de, www.hugendubel.de,
www.weltbild.de, im Apple iBookstore und bei vielen weiteren Online-Buchhandlungen.

plötzlich ein paar britische Zerstörer auftauchen und Sie unter Beschuß nehmen ... wenn zum Beispiel Briten landen? Das gibt doch todsicher eine Katastrophe!“

Der Oberleutnant behauptet hierauf, daß er nicht daran schuld sei, die Insel so schwach armiert und besetzt zu haben. Die Verwaltung in Den Haag trüge die Schuld, wenn etwas passiere, denn die schriftliche Anforderung von Zement und Baumaterialien für Küstenbefestigungen seien noch nicht beantwortet worden.

„Im übrigen“, sagt der Oberleutnant, „glaube ich nicht daran, daß sich die Engländer zu einer Landung entschließen.“

Huber schüttelt den Kopf. Wie gut, daß er hierherkam. Nun gilt es, rasch zu handeln und den herausziehenden Dingen zu begegnen.

Ein paar Ferngespräche mit dem Chef in Harlingen werden geführt. Huber drückt sehr deutlich auf die Tube und verlangt unverzüglich das, was der Oberleutnant schon vor Monaten angefordert hat.

Und siehe da, jetzt geht auf einmal alles überraschend schnell. Eine Fähre bringt Zement, eine zweite noch einmal Zement. Die Insulaner von Terschelling sind plötzlich neugierig und sehen mit Erstaunen, daß die Deutschen am Strand herum-buddeln und – wie sie sagen – Splitterschutzgräben zu bauen beginnen.

Hubers Anwesenheit auf der Insel Terschelling bringt den Laden in Schwung. Die Flakstellungen werden befestigt, die Geschütze stehen alsbald hinter Sandsackwällen. Die Telefonleitungen verschwinden und werden durch Funk ersetzt. Diese

taktische Veränderung vollzieht sich in erstaunlich kurzer Zeit.

Huber ist der festen Überzeugung, daß der Inselkommandant nicht so recht an einen Handstreich der Widerstandskämpfer glauben will und insgeheim darüber lächelt. Trotzdem aber führt er das durch, was Huber ihm vorgeschlagen hat; denn Leutnant Huber ist ein Mensch, der es gelernt hat, seinen Willen und seine Meinung auch an höchster Stelle durchzusetzen.

Erst am letzten Tag bekommt Huber den Mann zu Gesicht, der seit Wochen und Monaten als V-Mann der deutschen Abwehr in den Verschwörerkreisen lebt: Reuter.

Man trifft sich am Strand. Ganz zufällig, versteht sich. Ein paar Kinder spielen mit Muscheln. Huber kommt den Uferweg entlang und trifft einen Holländer, läßt sich von ihm grüßen und spricht mit ihm.

„Was gibt es Neues?“ lautet die Frage.

„Man ist noch nicht soweit“, antwortet Reuter. „Haben Sie meinen Brief erhalten?“

„Ja. Ich wundere mich, daß die Kerle noch nicht losschlagen. Woran liegt das?“

„Man will erst sicher sein, daß die Engländer den Angriff unterstützen.“

„Wissen Sie etwas Genaues darüber?“

„Ich weiß nur, daß die Rebellen Waffen und Munition bereitliegen haben. Man ist sich über den Angriffstag noch nicht im klaren.“

„Gut“, nickt Huber und schaut sich um. Aber niemand ist zu sehen. Nur die Kinder spielen arglos im Sand. „Bleiben Sie vorerst noch hier,

Reuter. Wenn es soweit ist, müssen Sie versuchen, den Sender auszuschalten.“

„Ich werde es zu verhindern wissen, daß die Angreifer nach London funken ... Ich meine, wenn sie merken, daß der Angriff ein Schlag ins Wasser war. – Ist alles in Ordnung?“

„Ich mußte den Laden erst auf Schwung bringen“, sagt Huber. „Ich glaube aber, daß wir jetzt soweit sind, einem Angriff wirksam begegnen zu können.“

„Gott sei Dank, ich war schon in Sorge“, bemerkt Reuter, dem der Betrieb auf der Insel nicht verborgen geblieben ist. „Ich gebe sofort Nachricht, wenn ich etwas höre.“

Man trennt sich.

Huber kehrt noch am gleichen Abend aufs Festland zurück, nicht, ohne einen Funker der deutschen Abwehr in der Stellung zu lassen.

Erstaunlich schnell gelingt es Huber im Zusammenwirken mit Major Gieske zwei Kompanien für die Insel Terschelling zusammenzustellen und bereitzuhalten. Auch die Marineleitung wird alarmiert und erklärt sich bereit, zwei deutsche U-Boote auslaufen zu lassen, die sich vor der Insel auf die Lauer legen sollen.

Die Atmosphäre knistert vor Spannung. Man ist geneigt zu glauben, alle nur irgendwie möglichen Vorkehrungsmaßnahmen getroffen zu haben, um eine Insel zu schützen, die bisher für die Besatzung eine Art Erholungsplatz war.

Jetzt deutet alles darauf hin, daß die Widerstandskämpfer losschlagen wollen. Deutsche Aufklärungsflugzeuge haben in der Nähe der Insel

Terschelling britische Seestreitkräfte gesichtet. Die Kommandostelle in Terschelling wird benachrichtigt. Höchste Alarmbereitschaft ist befohlen worden.

Langsam sinkt die Dämmerung über das Land. Leutnant Huber hat Breuer mitgenommen und befindet sich mit diesem auf einem Schnellboot. Mit scharfen Nachtgläsern späht man in das immer stärker werdende Dunkel der heraufkommenden Nacht.

Drei Meilen vor Terschelling schaltet man den Motor des Schiffes ab und tümmelt auf dem leisen Seegang. Von Harlingen her sind ein paar mittelschwere Einheiten der Marine unterwegs und sichern den Transporter ab, der die zwei Kompanien Infanterie an die Insel heranbringen soll. Verstärkung für die Inselbesatzung. Für alle Fälle!

Lichtlos, schemenhaft und ohne Laut liegt die Insel vor den Blicken. Der Truppentransporter schiebt sich an die Nordspitze der Insel heran und sucht jene Stelle, wo die Kompanien an Land gehen können.

Es ist genau dreiundzwanzig Uhr, als die Infanterie fast geräuschlos ihre angewiesenen Stellungen bezieht und die Waffen bereitmacht. Auch Leutnant Huber geht mit an Land, gefolgt von Breuer.

Die Nacht ist inzwischen so dunkel geworden, daß man die sechs Fischerboote nicht ausmachen kann, die vom Festland her Kurs auf die Insel nehmen. André bringt endlich seine Leute heran.

Der Angriff ist für heute nacht festgelegt. Kein Laut, kein Wort, kein Licht. Alles vollzieht sich vollkommen geräuschlos.

Da! Fliegeralarm!

Man hat damit gerechnet. In den deutschen Flakstellungen wird es lebendig. Die schlanken Rohre der Geschütze stehen auf und schwenken dem Brummen entgegen, das sich noch weitab befindet, aber näher und näher kommt. Die Hüllen fallen von den Scheinwerfern. Die beiden Infanteriekompanien bekommen den Befehl, ihre Bereitstellungsräume zu verlassen und auf das Fischerdorf zumarschieren, es einzukreisen.

Haben die Rebellen schon bemerkt, daß sie auf Granit beißen werden?

Noch fällt kein Schuß. André, der Anführer, erteilt seine letzten Instruktionen. Mitten in dem Verschwörerkreis steht ein Mann mit gelassenem Gesicht und hört sich alles an, nickt zu den Befehlen und horcht plötzlich, als über den Köpfen die Nacht zu dröhnen beginnt.

Angriff auf die Insel Terschelling!

Schwere Brocken heulen vom Himmel herab und wühlen die sandige Erde auf. Der Angriff hat sich auf die westliche Inselseite gerichtet, wo die Flak zu brüllen beginnt.

Mitten in diesen Lärm hinein ertönt das Signal zum Angriff auf die Deutschen.

Schatten lösen sich von den Häusern, laufen dem Dorfrand zu. Halblaute Rufe ertönen. Waffen klirren. Und plötzlich rattern Maschinengewehre los, pfeifen Garben aus dem Dunkel und werfen die ersten der Angreifer nieder.

Die beiden Infanteriekompanien greifen jetzt an. Schüsse prasseln. Maschinengewehre rasen los und schicken den Angreifern Garben entgegen, die entsetzliche Lücken reißen. Immer wilder wird das Schießen.

Die Schreie der Getroffenen verschwinden im Gehämmer und Geknalte der Waffen.

Der Elan, mit dem die Widerstandskämpfer ihren Angriff gestartet haben, bricht innerhalb weniger Minuten zusammen. Im Dunkeln jammern die Verwundeten. Gellen Schreie. Zwanzig, dreißig Gestalten liegen gestreckt im Sand!

Verwirrung hat sich der Zivilisten bemächtigt. Auf diesen entsetzlichen Feuersturm waren sie nicht vorbereitet. Von allen Seiten rattern Maschinengewehre, peitschen Karabinerschüsse.

Die britischen Bomber sind angefliegen in der Meinung, der Angriff der Holländer sei ins Rollen gekommen und der Sieg wäre so gut wie sicher. Keiner der Rebellen kommt an die Flakbatterien heran. Aus dem Dunkeln bellen die Schnellfeuerwaffen. Der Gegner ist überall.

„Werft die Waffen weg!“ gellt der Ruf. „Bringt euch in Sicherheit!“

Und diejenigen, die meinten, so gut vorbereitet zu sein, werfen die Gewehre, die Maschinenpistolen, die Handgranaten weg und versuchen, ihr nacktes Leben zu retten.

Die einstmals so friedliche Insel hat sich in eine Hölle verwandelt. Frauen und Mädchen, Kinder und Greise hocken mit fahlen Gesichtern in den Kellern und lauschen dem Getöse. Mein Gott, war denn alles umsonst? Ist das wieder eine Niederlage?

Die Tür fliegt auf. Deutsche Soldaten sind da und brüllen: „Los, rauskommen! Draußen antreten!“

Wie aufgeschuchte Vögel flattern die Menschen durcheinander. Frauen weinen, Kinder wimmern. Die Alten

schütteln nur die Köpfe und verstehen die Welt nicht mehr.

In diesem nächtlichen Chaos gelingt es André und einer Gruppe Kämpfer, den Strand zu erreichen und mit einer versteckt gehaltenen Barkasse in der Dunkelheit zu verschwinden.

Ein Mädchen ist dabei, kauert verstört auf den Planken des schaukelnden Bootes und weint in die Hände: Grit Diercksen. Das Entsetzen lähmt sie, der Schreck über die Niederlage, die Angst um einen Mann, der ihr Geliebter war und der ihre Liebe mit schnödem Verrat belohnte.

Reuter mußte Deckung nehmen, als das Geschieße losging. Hier wartet er, bis sich die Lage geklärt hat. Draußen auf der See ertönt plötzlich Kanonendonner. Ein Gefecht scheint im Gang zu sein. Die Briten, in der Meinung, die Insel bald zu bekommen, sehen sich plötzlich von deutschen Marineeinheiten gestellt und angegriffen.

Eine Viertelstunde dauert das Gefecht, dann ziehen sich die britischen Einheiten zurück und überlassen die Insel ihrem Schicksal. Auf den dunklen Fluten treiben die Wracks zusammen geschossener Fischkutter. Einer davon brennt und liegt mit gespenstisch rotem, züngelndem Licht auf der See.

Reuter ist, getreu seinem Auftrag, in das Haus eingedrungen, in dem die Widerstandskämpfer ihren Sender aufgebaut haben. Zwei Mann hantieren aufgeregt an dem Gerät. Ihre Hände zittern und finden die Hebel und Tasten kaum.

„Hände hoch!“ Reuter hat plötzlich eine Pistole in der Hand.

Die beiden Holländer fahren her-

um. Wut brennt in den Augen, Erkennen.

Zu spätes Erkennen!

„Du Hund, du!“ knirscht der eine und greift hinter sich, reißt eine Pistole vom Tisch.

Reuter drückt ab. Der Schuß peitscht kurz und böse, bewirkt, daß der eine Holländer zusammensinkt. Der andere hebt die Arme steil nach oben.

Mit ein paar Griffen hat Reuter das Funkgerät abgeschaltet.

„Habt ihr gefunkt?“

„Nein“, knirscht der Holländer.

Schritte poltern draußen. Breuer taucht plötzlich auf, hinter ihm ein Haufen Landser, mitten unter ihnen Leutnant Huber mit verschwitztem Gesicht und blutender Wange.

„Alles klar, Reuter?“

„Jawohl, Herr Leutnant.“

Der Kampf ist beendet. Mehr als zweihundert Widerstandskämpfer waren eingesetzt, um die Insel Terschelling im Handstreich zu besetzen. Alles ist vereitelt worden.

London mußte sich benachrichtigen lassen, daß der Handstreich auf Terschelling mißlungen war. Alle Sender strahlten diese traurige Mitteilung aus. London quittierte die Funksprüche mit Trostworten und schickte wieder eine Menge Lebensmittel und Waffen für die geschlagenen Widerständler.

Die deutsche Abwehr wurde immer sicherer. Nur eines gelang ihr nicht: herauszubekommen, was es mit der „Schleuse“ für eine Bewandnis hatte – jener Weg, der abgeschossenen Engländern die Möglichkeit zur Heimkehr bot.

Man rätselte hin und her, man schnüffelte in alle nur möglichen Richtungen, horchte Huisman noch einmal aus, konsultierte den mißgestimmten Lauwers, der sich seines zwiespältigen Amtes enthoben wußte; man verhörte Mitglieder der Widerstandsgruppen.

Ohne Erfolg.

Und dann passiert es eines Tages.

Breuer, in Huismans Wohnung hausend, empfängt einen englischen Fliegeroffizier, der die Bitte ausspricht, nach England gebracht zu werden. Über die Schleuse.

Schleuse!

Das Stichwort, das der deutschen Abwehr immer wieder Kopfschmerzen bereitet.

Der Engländer, ein Oberleutnant, legitimiert sich, ist sehr nett und baut darauf, daß ihm die holländischen Freiheitskämpfer helfen.

Was machen? Wie sich drehen und wenden?

Major Gieske denkt scharf nach, unterstützt von seinen beiden Mitarbeitern. Schließlich kommt man auf die gute Idee, den Engländer durchkommen zu lassen. Stellt ja wieder einen Beweis dar, daß die holländischen Verbündeten treu zur Stange halten. Ist ein zweiter Bluff für Deutschland.

„Also, lassen wir ihn heim“, beschließen Major Gieske, Stern und Huber. „Wir müssen einen Mann finden, der den Engländer begleitet.“

Der Mann wird sorgfältig ausgesucht: Ein Obergefreiter, ein cleverer Bursche, versteht kein Wort Englisch, stellt sich wortkarg und mimt den sturen Holländer, der nichts anderes als seine Pflicht tut, und der

Engländer versteht kein Wort Holländisch.

„Ich bring den ‚Tommy‘ schon nach Spanien“, sagt Obergefreiter Dengler, aus Aachen stammend. „Das mach’ ich schon.“

Breuer kehrt zu dem wartenden Engländer zurück und sagt ihm:

„Geht alles in Ordnung, Sir. Wir bringen Sie nach Spanien. Die Marschroute haben Sie doch, wie?“

„Yes“, nickt der Engländer. Er freut sich, er wird London berichten, daß die holländischen Freunde nette Leute sind und für England alles tun.

Zwei Tage später surrt ein alter Chevrolet in Richtung Frankreich-Spanien ab. Mit dem Obergefreiten Dengler am Steuer und einem abgeschossenen Briten im Nebensitz, der mit falschen Papieren versorgt wurde und für die Dauer der Reise „Paul Dubois“ heißt.

Die deutsche Abwehr spielt immer höhere Einsätze. Man hat ja auch allen Grund, verwegen zu sein, denn London glaubt alles und ahnt noch immer nicht, wer wen an der Nase herumführt.

Das Unternehmen „Andringa“ wird von London ganz kurzfristig anberaumt. Um zwanzig Uhr empfängt „Trumpet“ die Anweisung, daß in dieser Nacht der Agent eingeflogen wird.

Der Sender LXA, der erst seit kurzer Zeit von der deutschen Abwehr eingesetzt ist, empfängt die gleiche Meldung. Man mißtraut plötzlich. Die deutsche Abwehr wittert Gefahr. Wieso eine Meldung an zwei Sender? Was hat das zu bedeuten? Sind die drei Engländer, die auf der Insel Ter-



schelling waren, selbständig geworden? Haben sie Lunte gerochen, und unterhalten sie von irgendeinem unbekannten Ort aus Verbindung mit London? Die drei „Tommys“ sind spurlos verschwunden. Man nimmt an, daß sie sich mit dem Rest geschlagener Holländer aufs Festland gerettet haben.

Mit ungutem Gefühl setzt sich Leutnant Huber mit drei Unteroffizieren und vier Mann in den LKW und fährt zur Anwurfstelle hinaus.

Die Stunden schleichen dahin. In Den Haag sind die Sirenen verstummt. Aus der Ferne kocht der Motorenlärm eines Bomberpulkus heran.

Huber läßt die Leute Aufstellung nehmen. Die roten Signallampen sind bereit, die Position anzugeben.

Da!

Ein Motorengeräusch. Aber keines aus der Luft. Ein Auto kommt. Wer ist es?

Huber verständigt rasch seine Leute.

Der Wagen hält in unmittelbarer Nähe. Zwei Gestalten tauchen aus dem Dunkeln auf.

„Wer seid ihr?“ fragt Huber.

„Von derselben Firma“, lautet die Antwort. „Wir erwarten auch Andringa.“

„Wir sind ‚Trumpet‘“, stellt sich Huber vor.

„Na fein. Hoffentlich kommt die Kiste bald.“

Huber nickt nur, hält plötzlich die Pistole hoch und sagt:

„Deutsche Abwehr. Machen Sie keine Dummheiten, meine Herren. Was Ihnen jetzt passiert, ist schon vielen passiert.“

Die beiden, es sind Holländer, sind zu erschrocken, als daß sie sich weh-

ren. Im Nu sind sie entwaffnet und werden in den Funkwagen geschoben, wo zwei Landser mit gezogenen Pistolen warten.

„Schöne Schweinerei“, flucht der eine Holländer. Der andere schimpft nur leise vor sich hin.

Eine halbe Stunde später trifft die erwartete Maschine ein und setzt den Engländer ab. Mit ihm schweben wieder lukrative Kisten und Ballen vom Himmel.

Mister Andringa ist nicht wenig verduzt, als er merkt, an welche Adresse er geraten ist.

„Sie werden viele Bekannte bei uns treffen“, sagt Huber. „Ich hoffe, daß Sie uns nicht böse sind, Sir. Für Sie ist der Krieg vorläufig aus.“

Der Engländer schluckt sein Staunen hinunter. „Ja, sagen Sie einmal, woher wissen Sie denn, daß ich ...“

„Aus London natürlich“, unterbricht ihn Huber lachend und klopf dem Verduzten auf die Schulter. „Wir wissen alles, was zu uns kommt, wir sind bestens informiert, Sir.“

Wieder ein britischer Agent in deutscher Hand.

Es macht fast keine Schwierigkeiten mehr, feindliche Organisatoren und Agenten abzufangen.

Die deutsche Abwehr ist sich ihrer Sache ganz sicher. Auch der Engländer, der von dem Obergefreiten an die spanische Grenze gebracht wurde, kommt in London an, und London bedankt sich für die Hilfe in sehr lobenden Worten. Das steift den Herren in Den Haag das Kreuz und fördert die Sicherheit.

Aber dann trifft über den Sender Roosen eine Order ein, die von der deutschen Abwehr mit Kopfschütteln zur Kenntnis genommen wird.

Zum ersten Male fällt das Wort „Morrow“.

Wer ist Morrow?

Was bedeutet dieser Name? Niemand kann darauf eine Antwort geben. „Morrow“ ist durch den britischen Flieger ausgelöst worden, dessen Reise nach England reibungslos vonstatten ging.

„London erwartet von LXA enge Zusammenarbeit mit Morrow.“

Major Gieske muß sich wieder einmal den Kopf zerbrechen. Auch Leutnant Huber denkt eifrig nach, stellt Verhöre an, fragt herum, droht und horcht herum. Aber niemand kann eine Auskunft geben.

Auch die anderen Sender erhalten dieselbe Anweisung: „Zusammenarbeit mit Morrow festigen.“

„Es muß sich um eine bereits bestehende Organisation handeln“, meint Major Gieske, als London Verpflegungsbomben für die Gruppe „Morrow“ abwirft. „Oder sollen wir einmal in London Rückfrage halten?“

„Ich rate davon ab“, sagt Huber. „Wir müssen auf anderem Wege herausbekommen, was Morrow bedeutet.“

Huisman könnte es vielleicht wissen. Man sucht Verbindung zu ihm, aber die deutsche Abwehr traut Huisman nicht genug. Da entschließt sich Oberfeldwebel Breuer, in das Dickicht vorzudringen und genauere Zusammenhänge herauszufinden. Er setzt sich in Huismans Wohnung und wartet. Wartet nahezu vierzehn Tage, ohne daß sich jemand meldet.

Eines Tages klopfte doch jemand an Huismans Wohnungstür an und fragt, ob Mynheer Huisman daheim sei. Breuer gibt sich als Freund aus.

Es ist ein junger blonder Bursche,

der unschlüssig vor der Tür steht. Breuer ahnt instinktiv, daß dieser Bursche etwas übermitteln soll.

„Gib her“, sagt Breuer. „Ich mache das schon.“

Der junge Bursche reicht Breuer einen Brief und bittet, diesen an Huisman abzugeben.

Als Breuer den Inhalt des Schreibens liest, entschlüpft ihm ein Freudenlaut.

„Zusammenkunft der Gruppe Morrow morgen abend dreiundzwanzig Uhr bei Margit.“

Wer ist Margit?

Breuer saust zu Leutnant Huber und zeigt ihm die Nachricht.

„Huisman wird uns das sagen können“, meint Huber.

Huisman ist gleich bereit, die Adresse zu nennen. Es handelt sich um eine Gastwirtin im Nordbezirk der Stadt.

Am nächsten Abend begeben sich etwa vierzig Feldgendarme in die Nähe des Lokals, besetzen alle Straßen- und Gassenzugänge und passen auf, wer zu Madame Margit geht. Es sind scheinbar harmlose Stammgäste, die solo oder zu zweit heranschlendern, sich unterhalten und zu einem Gläschen Genever in dem Lokal verschwinden.

Eine Stunde später wird Rabatz gemacht. Die Feldgendarme dringen mit angelegten Maschinenpistolen in das Lokal ein. Etwa vierzig Holländer fahren von ihren Stühlen hoch und heben die Arme.

Zwei Engländer sind darunter, die sich gerade verkrümeln wollen. Es gelingt ihnen auch, durch ein Hintertürchen aus dem Lokal zu schlüpfen. Aber kaum daß sie den finsternen Hinterhof betreten, erschallt ein bar-

sches „Halt! Hände hoch!“, und die Gruppe Morrow ist so gut wie aufgefliegen.

Bei einem Engländer findet man ein Orderschreiben aus London. Der Auftrag lautet, eine neue Widerstandsgruppe aufzubauen und bestens auszurüsten.

Natürlich geben die beiden Engländer nur widerwillig zu, warum sie nach Holland gekommen sind. Etliche Verhöre sind notwendig, ehe man die beiden Herren so weit hat, daß sie über ihre Verwendung in Holland sprechen.

Das Gefängnis von Den Haag faßt die Häftlinge kaum noch, die von der deutschen Abwehr aufgegriffen, verhört und in Gewahrsam genommen wurden. Viele sind darunter, die noch immer damit rechnen, daß sich das Blatt eines Tages wendet und die Befreier die Gefängnistore aufstoßen.

Doch diese Meinung schmilzt mehr und mehr zu einem Häufchen Asche zusammen, als von draußen die Nachricht eingeschmuggelt wird, daß die deutsche Abwehr mit todsicherer Präzision jeden Plan der Widerstandskämpfer durchkreuzt und zunichte macht.

Agent um Agent wird gefaßt. Der für die Holländer bestimmte Nachschub gerät samt und sonders in die Hände der Deutschen. Es lohnt sich kaum noch, Holland von den Eroberern zu befreien, Sabotageakte zu begehen und Gewaltakte anzusetzen. Jeder Schlag ist ein Schlag ins Wasser. Das aufgestellte Netz der deutschen Abwehr ist groß und engmaschig.

Auch der Holländer Jambroes verfaßt sich darin, der eigens aus London kam und unter seinen Landsleuten nach dem Rechten sehen sollte.

Das nächste Stichwort aus London heißt „Arie singt“. Ein seltsames Kennwort – eine Arie, die beinahe zu einem Totengesang werden soll.

Ganz überraschend kommt die Meldung von drüben, daß eine Maschine eintreffen soll, die Verpflegung und Waffen abzuwerfen gedenkt. Die Abwurfstelle ist diesmal weitab vom Schuß. Leutnant Huber und seine Mannen müssen über hundert Kilometer zurücklegen, ehe sie die angegebene Abwurfposition erreichen.

Die Nacht ist kohlrabenschwarz.

Aber um elf Uhr flimmert der Mond und beleuchtet die Wolkenränder.

Die Deutschen haben das übliche Dreieck gebildet und warten auf die angekündigte Maschine. In einer Waldschneise stehen der Funkwagen und die beiden LKW, die Kisten und Verpflegungsbomben abtransportieren sollen. Natürlich wird auch der Agent abspringen und seine „Arie“ vor den Ohren der deutschen Abwehroffiziere singen.

Kurz vor Mitternacht ist es, als aus nördlicher Richtung Flugzeuggeräusche ertönen.

Die Rotlichter flammen auf, verschwinden wieder. Die britische Maschine braust als großer Schatten heran.

Alles schaut nach oben. Gleich müssen sich die Luken auftun und die hinreichend bekannten Waren vom Himmel fallen.

Statt Kisten und Paketen sausen diesmal aber Bomben herunter. Dicke Brocken sogar. Mitten in das signalisierte Dreieck aus roten Lichtern.

Die Erde birst. Die Bomben fetzen auseinander. Oberfeldwebel Breuer

wird von einer Riesenfaust erfaßt, aufgehoben und in den zuckenden Himmel geschleudert. Das Letzte, was Breuer spürt, ist ein Donnererschlag, der ihm den Körper auseinanderreißt.

Leutnant Huber liegt unter einer Decke aus Erde und Steinen. Aber er lebt. Die Maschine ist fort. Brummt zufrieden nach England zurück. Drei Tote liegen zwischen Ginsterbüschen und raschelndem Gras.

Ist es das Ende des Unternehmens „Nordpol“?

Ist London jetzt hellsichtig geworden?

War das die Rache für den großen Bluff?

Konsterniert und mit drei Leichen auf dem LKW rollt der kleine Konvoi nach Den Haag zurück.

Major Gieske verfärbt sich, als er die Meldung vernimmt.

„Ich glaube“, sagt er, „wir müssen unseren Laden schließen – wir sind am Ende.“

„Fragen wir aber sicherheitshalber noch einmal in London an“, schlägt Leutnant Stern vor.

Die Taste tickt. Die Meldung von dem Bombenüberfall piepst durch den Äther. Atemlose Spannung herrscht im Funksaal der deutschen Abwehr.

Was wird London antworten?

Bange Minuten des Schweigens. Die Gesichter sind angespannt. Der Funker nimmt jetzt den verschlüsselten Spruch auf, quitiert ihn, beugt sich über die Dechiffriermaschine.

Leutnant Stern liest die Londoner Nachricht. Ein Aufatmen geht durch ihn.

„Na also“, sagt er laut, „da haben wir es ja schon. London entschuldigt

sich für den Irrtum. Ein böses Versehen! Die Anweisung für zwei Maschinen, die vom gleichen Flugplatz starteten, sind verwechselt worden.“

Major Gieske liest die Meldung noch einmal durch. Kein Zweifel. London ist eine Panne unterlaufen. Eine Panne, die drei deutschen Abwehrleuten das Leben kostete.

Es sind die ersten Opfer, die man bringen mußte.

Nun sind die Männer der deutschen Abwehr wieder froh. London bedauert das Versehen. Zugleich ist die Nachricht bei „Trumpet“ eingetroffen, daß der angekündigte Agent am falschen Ort abgesetzt worden ist.

„Verbindung mit ‚Arie‘ aufnehmen“, heißt der nächste Funkspruch.

„Mit diesem Burschen muß es eine besondere Bewandnis haben“, meint Major Gieske. Bisher ist noch keiner abgesprungen, der nicht die roten Lampen gesehen hat.“

Alles wartet auf „Arie“. Aber der Agent meldet sich nicht. Wo treibt er sich herum? Wer ist es? Was hat er für Order aus London bekommen?

Es sind Fragen, die noch nicht beantwortet werden können. Der Schreck über den Bombenüberfall sitzt noch verschiedenen Herren in den Gliedern.

Allerdings hat dieser Fehlwurf auch noch eine andere Seite: Major Gieske streicht ein paar Namen, die „sterben“ müssen. Acht sind es, die bei diesem Bombenfehlfwurf getötet wurden. Bluff natürlich. Eine Trauermeldung, die eine gewisse Wahrheit nicht entbehrt.

Breuers Tod hat eine Lücke gerissen, die erst wieder aufgefüllt werden

muß. Denn nicht jeder eignet sich für die Dienste bei der deutschen Abwehr. Mit Breuer sind noch ein Unteroffizier und ein Feldgendarm ums Leben gekommen.

Drei Ehrensalven über den Gräbern dankten den Toten für Treue und Opfermut.

Indessen rollt aber das Zeitenrad weiter. „Arie“ ist und bleibt verschwunden. Die Stelle, wo der Agent abgesprungen sein soll, ist gründlich abgesucht worden.

Ohne Erfolg.

Erst nach vier Tagen trifft eine Meldung von „Arie“ ein. Der Mann, der an Breuers Stelle getreten ist, heißt Reuter. Der Mann kommt von der Insel Terschelling her.

Reuter hat sich bewährt und ist geschickt und intelligent genug, Breuers Aufgaben zu übernehmen.

Jetzt sitzt Reuter in Huismans Wohnung und lauert auf neue Opfer. Huismans Wohnung ist das Netz, in das sich die meisten verirren.

Ein junges Mädchen war da, hat nach Huisman gefragt. Reuter spielte sehr überzeugend den Vertreter von Huisman. Huisman sei „beruflich“ nach Paris gereist, redet sich Reuter vor dem Mädchen heraus.

Das Meisje ist mollig und nur halb so hübsch wie Grit Diercksen, und Grit Diercksen ist seit dem Fiasko von Terschelling spurlos verschwunden.

„Bei mir ist ein Jemand, der Huisman besuchen will“, sagt das Meisje.

„Soll nur kommen“, meint Reuter und benachrichtigt ein paar Minuten später Leutnant Huber: „Ich nehme an, daß es ‚Arie‘ ist, der sich angesagt hat.“

„Gut, halten Sie ihn auf, bis wir kommen“, lautet der Bescheid.

„Arie“ klopft aber erst am späten Nachmittag an Huismans Tür. Ein schlanker, hübscher Sportsmann steht draußen und zeigt ein akkurates Gebiß.

„Kommen Sie nur herein“, sagt Reuter.

„Thank’s“, nickt der Engländer und schlüpft in den Flur, schält sich aus einem zerkrautschten Mantel und wirft sich aufatmend in einen Sessel.

„Wir warten schon lange auf Sie“, sagt Reuter.

„Hatte Pech gehabt“, gesteht der Engländer. „Bin beinahe in eine deutsche Flakstellung hineingesprungen.“

Und dann erzählt er arglos von seiner Odyssee. Über hundert Kilometer Fußmarsch hat er zurückgelegt, ehe es ihm gelungen ist, eine bekannte Adresse aufzusuchen.

„Sie müssen sofort nach London berichten, daß ich eingetroffen bin“, beschließt der Mister seinen Bericht.

Eine Viertelstunde später kommt die deutsche Abwehr: lächelnd, freundlich wie immer, dem Engländer erklärend, daß er am Ende seiner Karriere angelangt sei.

Das Wundern ist immer dasselbe. Auch dieser Engländer glaubt es erst ein paar Stunden später, daß er in eine Falle gegangen ist. Er wandert in ein Zimmer, dessen Fenster sorgfältig vergittert sind, und überlegt sich dann in aller Ruhe, wie schauerhaft peinlich alles ist und wie scheußlich London an der Nase herumgeführt wird.

Indes lautet Leutnant Sterns Codetext an London:

„Arie‘ gefunden. Verunglückte tödlich beim Landen. Gedenken seiner in Trauer und Hochachtung.“

Nichts auf dieser Welt ist ewig. Auch die deutsche Abwehr muß eines Tages aus verschiedenen Feststellungen das Resümee ziehen, daß der glorreiche Bluff verpufft und von der anderen Seite gemerkt wird.

Weit über ein Jahr lang gelang es den Deutschen, London Sand in die Augen zu streuen und nicht weniger als rund fünfzig Agenten zu fangen.

Das Unheil, welches das Netz der deutschen Abwehr zerreißen sollte, kam von unerwarteter Seite. Es sprangen britische Agenten ab, ohne daß die deutsche Abwehr davon Kenntnis erhielt; sie nahmen ihre Tätigkeit auf und kamen sehr rasch dahinter, auf welche Weise viele britische V-Männer ausgeschaltet wurden.

Fast unmittelbar mit der Nachricht, daß britische Agenten gelandet seien, brachen aus einem Gefängnis mehrere inhaftierte Briten aus und setzten sich aus Holland nach England ab.

London kam es sauer hoch, als es von der Blamage erfuhr, und reagierte unverzüglich darauf.

Es nützte der deutschen Abwehr nichts, daß sie den gesamten Apparat noch einmal anzukurbeln versuchte und von großen Widerstandsgruppen meldete.

London war jetzt hellhörig geworden und machte nicht mehr mit. Es nützte Major Gieske gar nichts, daß er einen großangelegten Bluff startete und einen deutschen Rheinschlepper in die Luft fliegen ließ, nur um

nach London melden zu können, daß die holländischen Saboteure nach wie vor auf Draht seien.

Der Kredit jener Personen, die einstmals mit London in Verbindung standen, wurde von London rasch und entschlossen gestrichen.

Aber es gelang der deutschen Abwehr trotzdem, mit einem einzigen Schlag vierzig Holländer und drei Engländer abzufangen und auszuschalten. Große Mengen an Waffen und Munition wurden erbeutet, Adressen in Erfahrung gebracht.

Es war die letzte große Aktion des „Unternehmens Nordpol“. Der Zusammenhang zwischen London und Den Haag zerbröselte von Tag zu Tag mehr, und Anfang Dezember 1943 wußte die deutsche Abwehr, daß London nur noch nichtssagende Meldungen funkte und die Konstellation London-Holland, sprich: deutsche Abwehr, so gut wie aufgelöst war.

Immerhin wartete der tüchtige Major Gieske noch bis April 1944, ehe er sich entschloß, sich von London mit folgendem Funktext zu verabschieden:

„Messrs. Blunt, Bingham & Co. Successors London.

Wie wir erfahren, haben Sie seit einiger Zeit Ihre Geschäfte in Holland ohne unsere Mitwirkung durchzuführen versucht. Wir bedauern dies um so mehr, als wir hier in den Niederlanden so lange als Ihre alleinigen Vertreter gearbeitet haben – zur beiderseitigen Zufriedenheit, wie wir anzunehmen hoffen. Sie dürfen jedoch überzeugt sein, daß wir trotzdem, falls Sie sich mit dem Gedanken tragen, uns auf dem Festland einen Besuch größeren Ausmaßes abzustat-

ten, Ihren Repräsentanten die gleiche Aufmerksamkeit widmen und ihnen den gleichen warmen Empfang bereiten wie bisher.“

Es war am 1. April, als dieser un-

verschlüsselte Funkspruch über vier deutsche Sender nach London abging.

Damit hatte das „Unternehmen Nordpol“ sein Ende gefunden.

ENDE

Anmerkungen

- 1) Die Namen von Personen der Zeitgeschichte sind authentisch, alle anderen geändert
- 2) legendäre deutsche Pistole im Kaliber 9 mm Parabellum und einem Stangenmagazin mit 8 Patronen; die „08“ wurde bis 1942 produziert
- 3) Bezeichnung für Mädchen und junge Frauen, die Dienst bei der Wehrmacht taten
- 4) Spitzname für britische Soldaten
- 5) Flugabwehrkanone
- 6) Royal Air Force (britische Luftwaffe)

Titelbild: Gefangennahme eines Agenten (Archiv VPM)

Verehrte Leser:

Am Dienstag, 19. März 2013, erscheint der *LANDSER* 2869 unter dem Titel

Der Kessel von Smolensk

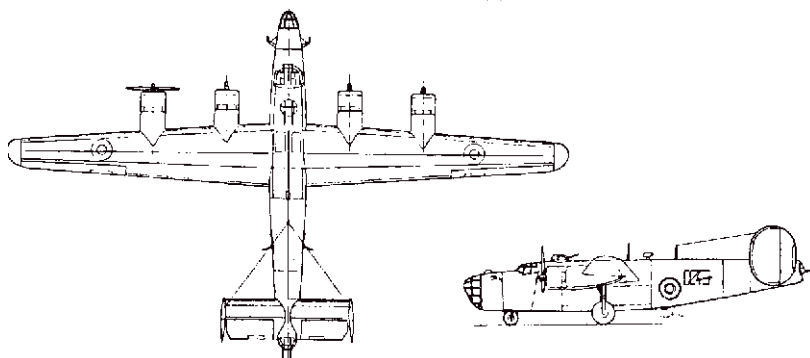
Rußland 1941 – Das Ringen um eine strategisch wichtige Stadt – Die Gegner sind unerbittlich – Keine Seite will zurückstecken oder aufgeben. Autor: **R. Uhse.**

**DER LANDSER erhalten Sie jetzt auch als ePaper und eBook:
EPUB-Format im Amazon-Kindle-Shop, Apple iBook-Store sowie bei den
meisten Online-Buchhändlern (z. B. Buch.de, Buecher.de, Libri.de, Thalia.de
und bei vielen anderen), PDF-Format unter www.landser.de**

DER LANDSER erscheint wöchentlich in der Pabel-Moewig Verlag GmbH, 76437 Rastatt, Telefon (07222) 13-0. Chefredaktion: Dr. Guntram Schulze-Wegener (V.i.S.d.P.), Redaktion: Alexander Losert M.A. Redaktionsanschrift: Redaktion Militärgeschichte. Internet-Adresse: www.landser.de; E-Mail-Adresse: landser@vpm.de. Druck: VPM Druck KG, Karlsruher Straße 31, 76437 Rastatt, www.vpm-druck.de. Vertrieb: VU Verlagsunion KG, 65396 Walluf, Postfach 5707, 65047 Wiesbaden, Tel.: 06123/620-0. Anzeigenleitung: Pabel-Moewig Verlag GmbH, 76437 Rastatt. Anzeigenleiter und verantwortlich: Rainer Groß. Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 21. Alleinvertrieb und Auslieferung in Österreich: Pressesegroßvertrieb Salzburg Gesellschaft m.b.H., Niederalm 300, A-5081 Anif. Nachdruck, auch auszugsweise, sowie gewerbsmäßige Weiterverbreitung in Lesezirkeln nur mit vorheriger Zustimmung des Verlages. Für unverlangte Manuskript-einsendungen wird keine Gewähr übernommen. Printed in Germany. März 2013

Einzelheft-Nachbestellungen richten Sie bitte an: Ulisses Spiele GmbH, Industriestraße 11, 65529 Waldems-Steinfischbach, Telefon: 0 60 87 / 9 88 70 40, Fax: 0 60 87 / 9 88 70 08, E-Mail: bestellservice@ulisses-spiele.de. Lieferung erfolgt per Bankeinzug (Bankverbindung nennen) zzgl. 3,90 € Versand, Ausland 6,90 € oder per Nachnahme (7,50 € Versand + Zahlkartengebühr). Abonnement: *DER LANDSER* Abonnementsbetreuung, z. Hd. Frau Stegmaier, Heuriedweg 19, 88131 Lindau. Telefon 0 18 05 / 26 01 27 (0,14 €/Min. aus dem dt. Festnetz, Mobilfunk max. 0,42 €/Min.), Fax: 0 18 05 / 26 01 28 (0,14 €/Min. aus dem dt. Festnetz, Mobilfunk max. 0,42 €/Min.), E-Mail: VPM@Guell.de. Jahresbezugspreis (52 Ausgaben) inkl. Porto- und Zustellkosten Deutschland: € 114,40; Österreich: € 127,40. Kündigung jederzeit möglich.

Consolidated B-24 „Liberator“

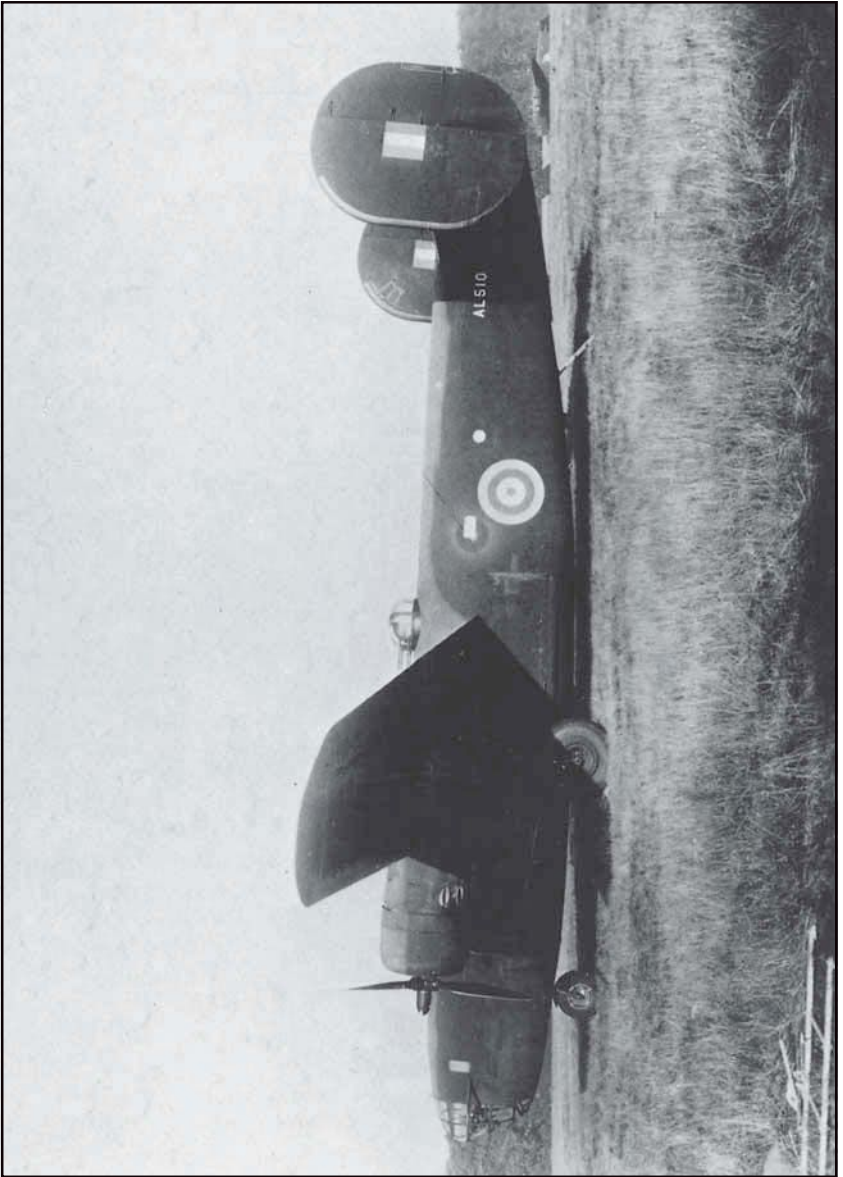


Von diesem schweren amerikanischen Bomber sind insgesamt 18.188 Stück gebaut worden, eine Zahl, die von keinem anderen Bombertyp erreicht worden ist. Ein großer Teil dieser Maschinen wurde unter der eigentlichen Bezeichnung „Liberator“ an Großbritannien geliefert, wo sie bei der Royal Air Force eingesetzt wurden. Sie flogen beim Bomber Command (Bomberkommando), beim Coastal Command (Küstenkommando) und beim Transport Command (Transportkommando). Die auf der Rückseite abgebildete „Liberator“ II wurde als „Liberator“ III beim Coastal Command als U-Boot-Jäger eingesetzt. Weitere U-Boot-Jäger waren die „Liberator“ V, VI und VIII, und als Bomber fanden „Liberators“ I und II Verwendung. 1944 wurde dann noch eine Transporter-„Liberator“ IX geliefert. Die „Liberator“ IV war eine von Ford gebaute „Liberator“ III mit Turbolader-Triebwerken. „Liberators“ V wurden zum größten Teil von polnischen Besatzungen geflogen. Die britischen „Liberators“ sind auf allen europäischen Kriegsschauplätzen und in Hinterindien eingesetzt gewesen, während US-Bomberversionen an vielen Einsätzen gegen deutsche Städte und Rüstungsanlagen teilnahmen. Auf dem pazifischen Kriegsschauplatz wurde die „Liberator“ besonders wegen ihrer großen Reichweite geschätzt.

Technische Daten („Liberator V“)

Besatzung:	zehn bis zwölf Mann
Triebwerk:	Pratt & Whitney „Twin Wasp“, 4 x 1200 PS
Spannweite:	33,5 m
Länge:	20,2 m
Höhe:	5,5 m
Fluggewicht:	27.200 kg
Höchstgeschwindigkeit:	487 km/h
Dienstgipfelhöhe:	9700 m
Reichweite normal:	4600 km
Reichweite maximal:	5150 km
Bewaffnung:	fünf MG, 7,7 mm; zwei MG, 12,7 mm
Bombenlast maximal:	7983 kg

Amerikanische Kriegsflugzeuge



Consolidated B-24 „Liberator“